



Königsteiner Offizierbriefe

Sechste „Woche der Besinnung“ — Vorbericht

Die Kirche muß zu einem Dialog mit der Welt kommen, in der sie nun einmal lebt. Die Kirche macht sich selbst zum Wort, zur Botschaft, zum Dialog.

Paul VI.

● **Königsteiner Offizierbriefe**

Juli 1965

Heft 15/16

- | | | |
|-----------|--|----------------------------|
| 3 | Aufgaben, die das Konzil uns stellt | <i>H. I.</i> |
| 4 | Was uns im Hinblick auf das
Konzil bewegt | <i>Diskussionsbeiträge</i> |
| 4 | — Wie haben wirs mit der Liturgie? | |
| 8 | — Spricht uns das Wort Gottes an? | |
| 11 | — Busse, wieso? Askese, warum? | |
| 14 | — Sehen wir die Ehe richtig? | |
| 17 | — Was bedeutet uns die Mutter Gottes? | |
| 19 | Der Friede ist unteilbar | <i>Alfons Auer</i> |
| 35 | Fürs Bücherregal (Besprechung der Bücher: Brant,
Narrenschiff / Fischart, Geschichtsklitterung / Brad-
ford, Schild Europas / Sprung, Soldat in unserer
Zeit / Sternberger, Ekel an der Freiheit) | |

Aufgaben, die das Konzil uns stellt

Wie alljährlich in der nachösterlichen Zeit fand auch in diesem Jahr vom 26. bis 30. April im Haus der Begegnung in Königstein im Taunus eine „Woche der Besinnung“ statt. Dieses sechste, vom Katholischen Militärbischofsamt veranstaltete und von den Königsteiner Offizierkreisen mitgetragene Akademietreffen stand unter dem Motto: „Der unersetzliche Dialog — Aufgaben, die das Konzil uns stellt“. Die Anwesenheit des Herrn Generalinspektors am 27. April wurde von den teilnehmenden, überwiegend jungen Offizieren als Anerkennung ihres Bemühens um ein vertieftes Berufsverständnis freudig begrüßt.

Einer der Höhepunkte der Woche waren die Arbeitskreise, die am Vormittag des 28. April über das Thema „Was uns im Hinblick auf das Konzil bewegt“ berieten. Am Nachmittag wurden in Gegenwart des Hochwürdigsten Herrn Militärbischofs Dr. Franz Hengsbach die (nachstehend veröffentlichten) Ergebnisse der Arbeitskreise dem Plenum vorgetragen. Da es sich um situationsverhaftete Beiträge zum Dialog handelt, können sie noch keine letzte Gültigkeit haben. Sie sind aber von einer solchen Unmittelbarkeit, Eindringlichkeit und Ernsthaftigkeit, daß wir glauben, sie könnten jetzt schon und in diesem Zustand die Arbeit in unseren örtlichen Kreisen befruchten. Der Hochwürdigste Herr Bischof sagte über sie, er wünschte, daß alle deutschen Bischöfe einmal Gelegenheit hätten zu hören, über was katholische Offiziere sprächen. Aus ähnlichen Gründen veröffentlichen wir auch hier schon den Vortrag, den Professor Dr. Alfons Auer, Ordinarius für katholische Moraltheologie an der Universität Würzburg, am 29. April über das den Beruf des Soldaten erhellende Thema „Der Friede ist unteilbar“ vor dem Tagungsplenum hielt.

Ein Gesamtbericht über die Sechste Königsteiner Woche der Besinnung mit weiteren Vorträgen, Referaten und Diskussionsbeiträgen wird zur Einleitung unserer Winterarbeit in den „Königsteiner Offizierbriefen“ erscheinen.

H. I.

Was uns im Hinblick auf das Konzil bewegt

— Wie haben wir's mit der Liturgie?

1. Wir freuen uns über den Geist und die sichtbaren Auswirkungen der *liturgischen Erneuerung*, die vom Konzil aufgegriffen wurde, und erwarten nun die konsequente und rasche Fortführung, die zu einer Konsolidierung der Formen führen muß. Das die Liturgiereform den „Laien“ zu *Mitverantwortung* herausfordert, ist ein ebenso ermutigendes Zeichen wie die Ankündigung, daß auf die bisher vollzogenen ersten Schritte weitere folgen werden. Heilige Orte, Zeiten, Handlungen und Zeichen *traditionsbewußt* zu modifizieren sowie zeit- und sachgerecht mit neuem Leben zu erfüllen, entspricht unseren Erwartungen und macht uns stolz auf unsere Kirche, die so jung geblieben ist.

2. Wir sehnen uns nach einer Liturgie, die die *maßvolle Mitte* findet zwischen *Liturgismus* und *religiösem Individualismus*. Gemeinsamer Gottesdienst und ganz persönliches Beten sollen — jedes zu seiner Zeit und an seinem Platze — ihre Ordnung haben, frei von dem Zwang mechanischer Abläufe und jeder Vergewaltigung durch Bevormundung und Massensuggestion. Einsicht und gläubige Hingabe sollen uns in die rechte Bahn lenken. Wir wollen bewußt verstehen und erleben, was im Vorfeld des Mysteriums verstehbar und erlebbar ist.

3. Teil des „Volkes Gottes“ zu sein, fällt vom Verstand her leichter als Glied am „*mystischen Leibe Christi*“ zu sein. Die Bezeichnung „Laie“ trägt der gewandelten Wirklichkeit nicht mehr Rechnung. Mit dem „Geistlichen“ sollten die „Gläubigen“ — oder wie man sie in Zukunft nennen müßte —, nicht aber die sogenannten „Laien“ die „Leistung für das Volk Gottes“ vollbringen.

4. Liturgie *gründet nicht* nur auf *ästhetischem Empfinden*, sondern auf

1 a) elementaren Forderungen des religiösen und geistigen Lebens, das sich in entsprechenden äußeren Formen ausdrücken will.

2 b) Wir begrüßen alle mutigen Versuche, mit den Ausdrucksmitteln moderner Kunst unter Anwendung der Errungenschaften moderner Technik die neuen Gotteshäuser zeitgerecht zu gestalten. Dabei muß aber sichergestellt sein, daß diese ihren Charakter als Raum der Wortver-

kündigung und Eucharistiefeyer, als Haus der Gemeinschaft des „Volkes Gottes“ und als Bethaus, in dem auch der *einzelne* seinem Herrgott in besonderer Weise nahe sein kann, behalten; und zwar in dieser Rangordnung.

- c) Das Gotteshaus muß sakraler Raum bleiben, Raum der Ehrfurcht und heiliger Bezirk. Es soll uns *herausheben aus der Welt des Alltages*, aus der Welt der modernen Wohnmaschinen und Industriebauten. Manche Kirchneubauten genügen diesem Postulat nicht; das Volk hat sich mit Recht an solchen Mißgriffen durch sehr plastische Bezeichnungen (z. B. „Alleluja-Gasometer“, „Seelensilo“, „Windei Gottes“) gerächt.
- d) Wir suchen in unseren Kirchen die *katholische Atmosphäre*, nicht aber kalvinistische Strenge und kahle Nüchternheit. Überholte Kunst ist in der Regel noch leichter zu ertragen als die Grausamkeit und rätselhafte Geistreichelei mancher moderner Kunstwerke.
- e) Durch eine *klare Gestaltung des sakralen Raumes* soll um Mensa und Ambo die Gemeinde zum Wortgottesdienst und zur Eucharistiefeyer versammelt werden. Desgleichen soll der Taufstätte, der Muttergottesverehrung und der Beichtstätte besondere Beachtung geschenkt werden. Der einzelne sucht Gelegenheit zur stillen Anbetung des Allerheiligsten und auch eine Stätte, in die er sich zur ganz persönlichen Einkehr zurückziehen kann. Gotteshäuser sollten gerade in den Mittagsstunden und am Feierabend *geöffnet* sein.

5. *Abendgottesdienste* kommen dem Tagesrhythmus des modernen Menschen sehr

- a) entgegen, auch dem Tagesablauf des Soldaten. Weiterhin wäre zu prüfen, ob Mittagsgottesdienste wie in Holland angebracht wären.
- b) Dagegen ist zu bezweifeln, ob reine *Standesgottesdienste*, vor allem aber die Placierung der Gemeinde nach Ständen, heute noch angebracht sind. Gerade am Sonntag wollen wir mit unseren Lieben, von denen wir wochentags so oft getrennt sind, vor Gott versammelt sein.
- c) Gottesdienste, in denen die Gläubigen ständig beschäftigt und angetrieben werden, in denen *nicht* Zeit für Stille und Einkehr gegeben wird, werden zur Qual.

6. Wir lieben die deutschen Kirchenlieder ebenso wie die *Gregorianischen*

- a) *Choral* im feierlichen Hochamt und die *mehrstimmigen Messen* an besonderen Feiertagen. So notwendig die Vereinheitlichung des Liedgutes in allen deutschen Diözesen ist, so liebenswert ist die Treue zu den lokalen Weisen. Standart-Kirchenlieder und schleppender Kirchengesang vermögen nicht zu erheben.

- b) Es wäre schade, würde die Liebe zum Gregorianischen Choral unter dem Einfluß der Liturgiereform erkalten. Sollte ein Choral *mit deutschen Texten* eingeführt oder forciert werden, dann müßten die Texte und Melodien in eine eigenständige, dem lateinischen Choral höchstens nachempfundene Form gegossen werden. Mit einer bloßen Nachäffung ist es nicht getan. Lied und Musik sollen dem Volkscharakter entsprechen und müssen der Liturgie dienen. Sie dürfen nicht Selbstzweck sein. Löhnen sich nicht Versuche, moderne Musik, moderne Instrumente und moderne Rhythmen in den sakralen Raum aufzunehmen?

7. In der *Heiligen Messe* hat die Liturgiereform zwar begeistert aufgenommene

- a) Änderungen gebracht, aber manches ist als verwirrender Torso stehen geblieben. Warum wird z. B. in den Bitten nach dem „Pater noster“ um Sicherung „vor jeder Beunruhigung“ gebetet, wo doch das lateinische Wort „*perturbatio*“ „Verwirrung“ bedeutet; *heilsame Unruhe* ist doch Ausdruck *christlicher Mitverantwortung*! Vollends unbefriedigend sind neuerliche Versuche, das „*Ite, missa est*“ zu übersetzen, zumal der Segen des Priesters hinterher erfolgt. Die besten Übersetzungen in die heutige Sprache sind für die Heilige Messe gerade gut genug.
- b) Schwierigkeiten bereiten auch die salbungsvollen, an der Sprache unserer Zeit oft vorbeigehenden und mit der Formulierung „*Daß Du . . . wolltest*“ wenig kraftvollen *Fürbitten vor der Opfervorbereitung*. Warum bemüht man sich, jedes und alle Anliegen *global* in diese Fürbitten hineinzupacken, anstatt konkrete Anliegen — speziell solche der eigenen Pfarrei und aktueller Anlässe — aufzugreifen? Überhaupt: Ist das *Memento* für die Lebenden und Verstorbenen im Canon noch notwendig, wenn Fürbitten bei der Opfervorbereitung gesprochen werden? Wäre es nicht schön, wenn ein Gläubiger diese Fürbitten spräche und der Priester dann das zusammenfassende abschließende Gebet?
- c) Das *Bekenntnis der Sünden* und die Bitte um Vergebung unserer Schuld im Confiteor des Stufengebets, im Kyrie oder Agnus Dei sollten nicht im Fluß der heiligen Handlung untergehen oder überspielt werden, und sie sollten deutsch gesprochen werden. Wäre es nicht eine Bereicherung, wenn den *Psalmen* in Erweiterung der bisherigen kurzen Psalmverse des Propriums wieder mehr Eigenleben in der heiligen Messe zugestanden würde, oder aber sie ganz abgeschafft würden?

8. Wir wissen alle um die Bedeutung des häufigen, regelmäßigen *Empfanges*

- a) *der heiligen Kommunion*. Die Bedeutung des „*geistlichen Empfanges*“

der Kommunion ist aber weithin in Vergessenheit geraten. Gerade diese Form könnte jedem die volle Mitfeier der Messe ermöglichen.

- b) Wird es dabei bleiben, daß uns die Kommunion in der Regel unter der Gestalt einer Oblate gereicht wird, bei deren Empfang es schwer fällt, an das Brot des Lebens zu denken und gemäß der Aufforderung Christi zu essen, weil die Oblate so wenig an Brot erinnert? Wir möchten beim Kommunion-Empfang nicht dadurch in unserer Konzentration gestört werden, daß wir die Bekräftigung „Amen“ hastig ausstoßen müssen, um schnell genug für den Empfang bereit zu sein. Verführt nicht die skrupelhafte Angst, das heilige Brot könnte verunehrt werden, zu einer wenig würdigen, zumindest die Selbstbestätigung des Empfangenden einschränkenden Handhabung? Keiner, der zu einem Festmal eingeladen wird, benimmt sich wie ein Kommunikant.
- c) Manchem mag die in der Meßfeier selbst vorgesehene Danksagung nach dem Empfang allzu kurz dünken. Gemeinschaftsgebete nach der Messe oder Andachten vor ausgesetztem Allerheiligsten vermögen allerdings keine sinnvolle Abhilfe zu schaffen, wenn diese Übungen nicht deutlich den Charakter der Lob- und Danksagung haben. Wie wäre sonst erklärbar, daß so viele die Aussetzung des Allerheiligsten als eine unorganische und unnötige Fortsetzung der Missa empfinden? Ebensowenig verständlich ist die Eucharistiefeier vor ausgesetztem Allerheiligsten. Will man so die Feierlichkeit quantitativ steigern? Eine qualitative Steigerung ist doch wohl nicht möglich!

9. Unter den Sakramenten bedürfte wohl das der heiligen Firmung neuer Sinnerhellung. Ist es eine Vollendung der Taufgnade — warum wird es dann nicht unmittelbar vor Erreichen der Mündigkeit gespendet?

10. Die Andachten sind vielerorts zu Gebetsstunden für Kinder und alte Frauen geworden. Gewiß, wir haben uns zunächst selbst zu prüfen, ob wir nicht gegenüber solchen Frömmigkeitsübungen gleichgültig geworden sind. Aber es ist nicht so, daß zugleich die salbungsvollen Texte gewisser Andachtsteile und die schwer verständlichen Inhalte der Akklamation unserer Litaneien uns nicht mehr ansprechen? Könnte nicht ein Wortgottesdienst ebenso und „publikumswirksamer“ der Verherrlichung Gottes dienen?

11. Wir sind glücklich, daß uns in zunehmendem Maße der Gebetsschatz der Kirche und großer Persönlichkeiten erschlossen wird. Es wäre zu überlegen, ob nicht auch wir Soldaten ein Laienbrevier erarbeiten sollten, das für jeden Tag des Kirchenjahres Vorschläge für das persönliche Gebet, für die Schriftlesung und für kirchengeschichtliche sowie berufsbezogene Betrachtungen bereithält. Das vorhandene Familienbrevier dürfte dabei insofern nicht Pate stehen, als der dortige Eheteil, vor allem aber die Heiligengeschichten zum Widerspruch herausfordern. Die Heiligengeschichten unserer Kirche in der bisherigen Form stellen uns ohnedies vor große Probleme, weil sie weithin dem Verständnis eine schwere Last von Unglaublichkeiten und Widernatürlichkeiten auferlegen.

— Spricht uns das Wort Gottes an?

Wir — zwölf Soldaten aller Teilstreitkräfte und jeden Alters, vom Kapitän bis zum Leutnant — begannen unsere Untersuchung des Themas zunächst mit einer „demoskopischen Befragung“, die unser Arbeitskreisleiter schriftlich vorbereitet hatte. Wenn das ausgewertete Ergebnis auch keinen Anspruch auf repräsentative Vollständigkeit hat, so gibt es uns doch wertvolle Hinweise, die ich Ihnen zunächst bekanntgeben will.

Befragungsergebnis:

1. „Spricht uns das Wort Gottes an?“:

- a) Die meisten Erfahrungen resultieren aus der Teilnahme am Gottesdienst in der Heimatgemeinde.
- b) Sechs empfanden die Predigt als zu lang; fünf zu wenig zeitbezogen; demgegenüber standen acht, die die Predigt als ansprechend bezeichneten, dies jedoch vornehmlich auf die Predigt in der Militärgemeinde bezogen.

2. „Der Umgang mit der Bibel“:

- a) Von den zwölf Befragten hatten nur zwei die Bibel seit der Schulentlassung noch einmal, zehn hatten keinerlei Bibel gelesen.
- b) An einer vollständigen Bibelausgabe waren zehn interessiert, einer nicht interessiert. Sieben hatten aber eine vollständige Bibelausgabe und acht waren dagegen, daß mehr über Bibelstellen gepredigt würde.

3. Religiöse Weiterbildung:

- a) Sieben der Befragten hatten seit der Schulzeit religiöse Weiterbildung betrieben. Elf waren der Meinung, daß das Schulwissen nicht ausreicht. Zehn waren der Meinung, daß der Laie für seine Aufgaben in der Kirche nicht genügend wissenschaftlich vorbereitet ist.
- b) Sieben Teilnehmer halten eine religiöse Weiterbildung im Rahmen der Militärpfarrgemeinde für möglich, aber elf bejahen eine Weiterbildung im Rahmen des Königsteiner Offizierkreises.
- c) Zehn waren der Meinung, daß eine umfangreichere Predigt als ausreichende Weiterbildung nicht anzusehen ist. Zehn waren der Meinung, daß eine religiöse Weiterbildung im Selbststudium möglich sei und ebenfalls zehn waren der Meinung, daß mit einem Nachweis religiöser Literatur schon etwas geholfen wäre.

Sehr häufig wurde vermerkt, daß die Soldaten über die zeitnahen Predigten der Militärpfarrer überrascht waren.

Das interessanteste Resultat dieser Umfrage an uns „Laien“ im Soldatenrock ist zweifelsohne die Tatsache, daß

- die große Mehrheit des Arbeitskreises ihr religiöses Wissen für unzureichend hält und nach Weiterbildung verlangt;
- die Mehrheit dies aber nicht durch eine umfangreichere Bibelauslegung während der Predigt erwartet, sondern daß alle Angehörigen unseres Arbeitskreises von einer verständlichen und dadurch Zeit und Klarheit gewinnenden Bibelinterpretation einen größeren Wissenszuwachs in Glaubensfragen erwarten als bisher.

In der anschließenden Beratung und Diskussion unseres Themas wurde dann auch in erster Linie der Aussagegehalt der Predigten für uns Gläubige (Glauben-Wollende) erörtert. Wir stellten übereinstimmend fest, daß die vielen in der Heiligen Schrift enthaltenen Bilder, Beispiele und Gleichnisse in der überkommenen Terminologie der Verkündigung den Menschen von heute — vor allen der geistig einfach Strukturierten — nicht leicht zugänglich sind.

Am besten kann dies mit einem Beispiel deutlich gemacht werden.

Sie kennen ja alle die Stelle im Evangelium, an der es etwa heißt: „In illo tempore — In jener Zeit ging ein Mann von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber. Diese schlugen ihn und ließen ihn halbtot liegen. Und es kamen viele des Weges — und alle gingen vorüber!“

Dieses Gleichnis von der Not eines angegriffenen Mitmenschen, geht uns heute nicht mehr so stark „unter die Haut“. Das Bild des Räubers als Wegelagerer ist uns heute verblaßt. Wir kennen andere aktuelle Notsituationen, in denen wir das Gebot der Nächstenliebe zu erfüllen haben.

Wahrscheinlich würde ein der Predigt lauschender Christ viel stärker angesprochen, vernähme er etwa von seinem Pfarrer: „Ein Mann fuhr mit seinem Pkw von Essen nach Düsseldorf und baute einen Unfall. Viele — geachtete Mitglieder unserer Gesellschaft, alle aus gutem Hause — fuhrten vorüber, bis schließlich ein „Halbstarker“ mit seinem klapprigen Kleinwagen anhielt und half.“

Die Kirche könnte ihren Gläubigen mit dieser Interpretation viel klarer machen, daß Samariterdienst so moderne Gesichter hat. Uns Christen fiel es dann leichter, auf die von der „Welt“ bereitgehaltene Plakette für den Kavalier der Straße freudig zu verzichten und darauf zu besinnen, „Plaketten“ bei unserem Herrgott zu sammeln.

Es geht also um eine Übersetzung der Bilder der Bibel in die Sprache und Denkungsart von heute!

Der Arbeitskreis war andererseits aber einhellig der Auffassung, daß das vor zweitausend Jahren gesprochene Gotteswort seinen heiligen Wert hat und nicht einfach gelöscht werden soll. Es ging uns nicht darum, etwa Jericho durch Essen in unseren Textausgaben zu ersetzen.

Durchaus soll der Prediger das — entmythologisierte und von späteren Zu sätzen befreite — Wort des Herrn in seiner Urform verkünden, dann aber sofort den Sprung ins Heute durch eine Interpretation mit Bildern des Heute tun.

Und wie wichtig Gleichnisse für unser Verständnis der Frohbotschaft sind, hat uns ja der Herr selbst bei seiner Predigt gezeigt.

Ein zweiter Gedanke hat uns beschäftigt, den wir für besonders wichtig halten:

Bei jeder Verkündigung soll den Hörern bewußt gemacht werden, wie modern unser Evangelium eigentlich ist, und daß gerade die Naturwissenschaft die göttliche Offenbarung nur immer von neuem bestätigt und lebensnah macht.

Diese Lebensnähe scheint dem Arbeitskreis am besten dadurch getroffen zu werden, daß

- dem Zuhörer seine Welt nicht madig gemacht wird. Vereinfacht ausgedrückt: Christi Wort hören und es befolgen kann durchaus den Mallorca-Urlaub einschließen.
- klar gestellt wird, daß Leben aus dem Glauben alle Werte dieser Welt umfaßt und noch übersteigt.
- auch im Gebetsleben die Anliegen unserer Tage mit den Worten und Gefühlen unserer Tage dem Herrn vorgetragen werden, ohne allerdings die herrliche Sprache unserer Psalmen ganz zu verdrängen. Das Tischgebet vor der Einnahme eines Campinggerichts aus der Büchse kann einen anderen Wortlaut haben als das Gebet im Refektorium eines Klosters. Es sollte uns Christen heute gestattet sein und wir sollten dazu erzogen werden, dem Herrgott auf die natürliche Weise unser Herz zu öffnen, ohne daß es dabei durch formale Texte gehemmt wird.

Zur Begründung und Bestätigung unserer Wünsche mag vielleicht noch eine kleine geschichtliche Reminiszenz erlaubt sein.

Es hat bekanntlich Zeiten gegeben, in denen die verkündete Frohbotschaft besonders schwer verstanden oder zumindest geglaubt wurde. Wie kommt es, daß gerade zu Beginn des technischen Zeitalters so viele Menschen vom Glauben abfielen. Wie ist es zu erklären, daß gerade die Arbeiterschaft sich zuerst und mindestens drei Generationen früher als die Landbevölkerung dem Atheismus in die Arme gelaufen ist.

Kann nicht ein wichtiger Grund auch darin gelegen haben, daß

- die Vorstellungswelt der Menschheit bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts in erster Linie von bäuerlichen Bildern geprägt war,
- die Verkündigung des Evangeliums sich bis dahin zu Recht dieser Erlebnisinhalte bediente,

— die Kirche nicht rechtzeitig den Industriearbeiter, der als erster seine Welt verwandelt sah, mit Bildern seines Lebensalltags die Frohbotschaft verdeutlichte.

Daher sollte man diese Gesichtspunkte, die an Bedeutung heute noch gewonnen haben durch das immer schneller sich wandelnde Weltbild, doch ernst prüfen.

Am Ende der kurzen Zeit, in der wir uns mit der Frage: „Spricht uns das Wort Gottes an?“ beschäftigen, war uns eines klar:

Auch die nach unseren Vorstellungen optimale Predigt schafft den Glauben nicht. Er wird immer das Wagnis des hörenden Einzelmenschen sein; denn auch Christus, das Wort Gottes selbst, könnte niemandem das Wagnis des Glaubens abnehmen.

— Buße wieso? Askese, warum?

Dieses Thema geht meiner Ansicht nach jeden persönlich an, denn jeder wird durch die Problematik dieses Themas angesprochen und auch angegriffen.

Das Streben der Menschen nach Glück ist so alt wie die Menschheit selbst. Auch jeder von uns strebt danach. Die Forderung der Kirche aber, „Tut Buße“, scheint dem entgegengestellt zu sein.

Daher die Frage: Wieso Buße?

Hierzu folgende Überlegung.

Gott hat den Menschen in eine ideal gedachte und gewollte Ordnung gestellt. Nun tritt aber der Fall ein, daß der Mensch sich dieser Ordnung widersetzt.

Dies bewirkt:

- a) Die Ordnung im einzelnen Menschen wird gestört,
- b) durch die Störung wird die Gemeinschaft mitbetroffen, denn jeder Mensch hat Anteil an der Gemeinschaft und ist für sie mitverantwortlich.

Beispiel:

Im Uhrwerk stört ein winziges Rädchen, an dem zum Beispiel ein Zahn fehlt, den Gesamtablauf des Ganzen und die Zeit die somit von dieser Uhr angegeben wird, ist falsch.

Beispiel:

Nehmen wir die christliche Gemeinschaft als einen Kreis, in dessen Mittelpunkt Gott steht. Der Kreis wird gebildet aus den Gläubigen, also den

Punkten. Nehmen wir einen Punkt als Teil des Kreises, der Punkt verläßt den Kreis, dadurch wird das innere Gleichgewicht des Kreises, ausgehend vom Mittelpunkt Gott, zu den einzelnen Punkten, gestört. Es fällt ein Kreis-segment aus.

Entzieht sich der Mensch der Gemeinschaft, so entsteht eine Lücke und diese Lücke schwächt das Ganze.

Der Mensch, der die Ordnung Gottes verläßt, sondert sich ab, er sündigt! Die Sünde ist eine personelle Schuld vor Gott. Wie können wir uns dieser Schuld entledigen?

Vorgang:

Die Verletzung der Ordnung alarmiert unser Gewissen. Wir erkennen unsere Lage; durch das Überdenken unserer Lage erkennen wir unsere Schuld; durch das Erkennen der Schuld müssen wir wieder zur Ordnung zurückfinden.

Beim Christen läßt sich dieses Zurückfinden folgendermaßen schematisieren:

5 B's

Besinnen	}	Zurückfinden zu Gott und zur christlichen Gemeinschaft.
Bereuen		
Bekennen		
Büßen		
Bessern		

Wie kann ich versuchen wieder gutzumachen?

Soweit möglich, den Schaden beheben und ersetzen. Doch kann der Mensch vielfach den angestellten Schaden nicht ganz beheben.

Beispiele:

- Autounfall: 1 Toter oder ein Krüppel: Ich kann sie nicht in den vorherigen Zustand, lebendig und gesund, zurückversetzen.
- Rufmord: Selbst nach einer Rehabilitierung bleibt etwas an dem Mann hängen, der verleumdet wurde.
- Ehebruch: Die Frau, die einmal von ihrem Mann betrogen wurde, wird diese Tatsache nie vergessen, vielleicht auch nicht richtig überwinden. Außerdem bleibt die Tatsache, daß der Mann mit einer fremden Frau zusammen war, immer bestehen und ist nicht mehr aus der Welt zu schaffen.

Deswegen bedarf der Mensch der Verzeihung und eines zusätzlichen Gnadenaktes Gottes.

Durch das heilige Sakrament der Beichte wird zwar die Sünde verziehen und vergeben, die Sündenstrafe aber bleibt bestehen.

Dem Bestreben des Menschen, diese Strafe zu mindern und sich ihrer zu entledigen, kommt die Kirche entgegen mit dem Ablass.

Die Gewährung und Durchführung des Ablasses ist uns nicht immer ganz verständlich!

Was ursprünglich recht schwierig dabei zu erringen war, erscheint uns mit Blick auf den Mißbrauch in der Vergangenheit heute mitunter zu einfach und in den teilweise unverständlichen Formen nicht mehr zeitgemäß.

Wenn die Kirche heute dennoch daran festhält, bedürfen wir unseres Erschtens der Deutung darüber, warum dies geschieht und welcher Nutzeffekt für die einzelnen damit verbunden ist.

Wir haben bis jetzt versucht darzustellen, wieso Buße notwendig und geboten ist. Reicht dies, oder brauchen wir darüber hinaus mehr?

Wir meinen, wir brauchen mehr; nämlich Askese!

Was ist Askese?

Übersetzt aus dem Griechischen bedeutet Askese Übung.

Was bedeutet Übung?

Unter Übung verstehen wir: wiederholtes Handeln und Unterlassen.

Handeln heißt hier: Mehr tun, als erforderlich oder geboten.

Unterlassen heißt hier: Auf etwas verzichten können und wollen, was normalerweise gegeben und zu tun erlaubt wäre.

Zwei Beispiele:

Am Wochenende, insbesondere am Sonntag, auf die Spozierfahrt mit dem Auto, die nicht unbedingt notwendig ist, zu verzichten.

Oder:

Am Feierabend, als unverheirateter Leutnant, zusätzlich einen Dienst zum Nutzen und Wohle der Untergebenen zu verrichten, oder dadurch den verheirateten Vorgesetzten Zeit für seine Familie zu verschaffen.

Wir sehen die Askese von zwei Seiten her: Von der Askese werden wir, ganz allgemein als Christen, betroffen; von ihr werden wir speziell im Dienstbereich betroffen.

Zweck und Ziel der Askese sind dabei:

— Gottesverehrung und Selbstheiligung (sich dem Heil zu nähern).

- Der Dienst am Wohl des Mitmenschen, insbesondere für unseren Bereich am Untergebenen, Kameraden und Vorgesetzten.
- Das Bestehenkönnen im ständigen Kampf mit der Sünde als Beitrag zur Erhaltung der Ordnung Gottes.

Bei Übungen in der Askese kann das Fasten von besonderer Bedeutung sein. Unklar bleibt allerdings, ob die Fastengebote und Verordnungen heute noch in allen Lebensbereichen zutreffen und ihre Beachtung sinnvoll erscheint.

Wäre es nicht zweckmäßiger und besser, hier dem einzelnen einen Ermessensspielraum zuzugestehen, damit er die Freiheit hat, das Rechte und Passende in der jeweiligen Situation zu tun?

Aus dieser Betrachtung ergibt sich für uns, daß jeder von uns der Buße und Askese bedarf.

In unserem Streben, Gott und dem Menschen dienen zu wollen, kommen wir um diese Aufgaben, denen wir uns damit unterziehen und die uns Mittel und Hilfen sind, nicht herum!

— *Sehen wir die Ehe richtig?*

Um es gleich vorweg zu nehmen: dieses Thema stellt sich uns nicht, weil es offenbar heutzutage Mode geworden ist, sich darüber in reißerischer Aufmachung allerorts zu verbreiten. Uns geht es vielmehr um eine sachbedingte Entscheidung einer uns auf der Seele brennenden Problematik. Und dies um so mehr, als wir guten Willens in dieser Frage vor unserem Herrgott bestehen wollen. Tatsache ist jedoch, daß in unseren Bemühungen und im Bestreben nach Lösung der anstehenden Probleme die Theologen sich selbst noch um eine Klärung bemühen. Das von Papst Paul VI. eingesetzte Gremium, das ihn für eine Entscheidung beraten soll, ist hierfür ein Beweis.

Wird das Ergebnis zufriedenstellend sein?

Für den Arbeitskreis besteht kein Zweifel:

Die Ehe ist eine totale, leib-seelische und geistige Gemeinschaft auf Lebenszeit. Sie baut auf einem freiwilligen unwiderruflichen Entschluß beider Partner mit dem Ziel zur Ausweitung zur Familie. Sie hat vorrangig personalen Charakter. Sie fußt auf der personalen Eigenart der beiden Partner. Es ist mehr als nur Verliebtheit, mehr als der Drang geschlechtlichen Triebverlangens. Diese Liebe bleibt stets erfüllt von dem anderen Du, bleibt ganz erfaßt von dem Wesen des anderen Du. Die Ehegatten sollen sich in gegenseitiger Hilfe und Opfergemeinschaft Gott nähern, wobei die gegenseitige Liebe stets zum Tragen kommen muß.

Diese grundsätzlichen Gedanken über die Ehe seien klar herausgestellt, auch wenn im Nachfolgenden in erster Linie die Intimsphäre der Ehe angesprochen werden muß.

An dieser Stelle erhebt sich die Frage nach der Rolle jener Liebe, welche das unentbehrliche Zusammenwirken beider Geschlechter als Voraussetzung zur Arterhaltung hat?

Diese geschlechtliche Liebe findet sich im Primären auf der Ebene der Sinnlichkeit, die durch die Kraft des Gefühls genährt, durch die seelisch-geistige Verbindung zweier Menschen als etwas Reines erhalten und gefestigt bleibt. Die geschlechtliche Liebe erfährt somit jene ihr zukommende Aufwertung, die sie in das Ganze der ehelichen Verbindung einbettet, frei von einer überakzentuierten biologischen Größe.

So oft die liebenden Gatten zueinander finden, so oft stellt sich zugleich die Frage, ob der Auftrag zur Fruchtbarkeit vom Schöpfer jedem einzelnen Liebesakt oder nicht vielmehr der Ehe als einem Liebesbund gegeben ist. Besitzen also die Ehegatten — so fragt der Arbeitskreis — die volle Verantwortung hinsichtlich der Zahl und Zeit in der Zeugung ihrer Kinder?

Professor Dr. Franz Böckle eröffnete in seinem am 12. April 1965 vor dem Königsteiner Offizierkreis des Standortes Bonn,

daß bis zu 92 Prozent der gutgläubigen Katholiken in der Ehe mit der Kinderplanung gegen die bestehenden kirchlichen Gebote verstoße,

daß zwei Drittel der Gläubigen die von der katholischen Kirche gegebenen moralischen Ehenormen nicht einsehen bzw. begreifen können,

daß die neuzeitliche Erfindung (sprich: Pille) usw. — als Folge vielfältiger und nachhaltiger Schwierigkeiten im ehelichen Zusammenleben — gravierend in das Familienleben eingreift und zu einer nicht meßbaren Unsicherheit und seelischen Not für die Betroffenen führe.

Diese vorgenannten Feststellungen finden seitens des Arbeitskreises Zustimmung. Wir fragen: Hat es die kirchliche Autorität nicht vermocht, hier rechtzeitig richtungsweisend tätig zu werden? Die Überlegungen, wie sich geschlechtliche Liebe und Fruchtbarkeit zueinander verhalten, werden nun von dem bereits zuvor zitierten päpstlichen Gremium behandelt.

Was können, was müssen wir von diesem Gremium an Empfehlung für den Papst erwarten? Jedenfalls doch soviel, daß es dem ernstlich bestrebten Christen für die Zukunft erspart bleibt, in den Fällen seitens der Kirche mit einer sogenannten Schwachheits- und Unsicherheitssünde belegt zu werden, mit denen sich die liebenden Gatten bedienen, weil auch die Kirche mittlerweile davon überzeugt ist, daß Art und Form der geschlechtlichen Ausdrucksmittel sich dafür als sehr nützlich erweisen. Somit ist selbst für gutwillige Christen die Forderung nach zeitweiliger oder gänzlicher Enthaltsamkeit keine Lösung, wenn in dem gegebenen Einzelfall aus wohlbegrün-

deter Entscheidung das Ja zur Zeugung verwehrt bleiben muß; weil echte Liebe einfach nach Ausdrucksformen sucht. Auch die Methode Knaus-Ogino erscheint fragwürdig, weil das Verlangen nach körperlicher Vereinigung nicht einfach in einen Fahrplan gepreßt werden darf.

Und noch eines dazu:

Vergessen die Konzilväter bei ihren Beratungen bitte nicht, daß mit dem Verstehen oder Nichtverstehen der Kirche im Blick auf die vorgenannten Nöte bei gutwollenden jungen Eheleuten ihre religiös-kirchliche Praxis steht und fällt. Gerade ein Großteil junger Eheleute verliert doch deswegen den Kontakt zum sakramentalen Leben der Kirche, weil sie in diesem Bereich trotz guten Willens die Normen der Kirche weder verstehen noch verkraften können.

Die Psychologen und Ärzte bestätigen es, daß zur Erhaltung der allgemeinen menschlichen Liebe und damit der Ehegemeinschaft je nach Veranlagung der Gatten die Intensität der sexuellen Beziehung zwar nicht als Allheilmittel, wohl aber als ein nicht zu unterschätzender Faktor in der Fortführung der Ehegemeinschaft angesehen werden muß. Und heute weiß auch der Theologe, daß die ehemals geforderte nur geistige Liebe zu einer gefährlichen Bedrohung des Gleichgewichts führen kann.

Warum aber — und das ist hier unsere Frage — ziehen die kirchlichen Autoritäten in Erkenntnis dieses Umstandes nicht rechtzeitig die notwendigen Konsequenzen? Warum wird zur Erziehung des Gefühllebens — wie es der Direktor des Instituts für Psychosynthese in Paris, Prof. Dr. Ignace Lepp fordert — für die notwendige Verschmelzung von Geist, Herz, Leib und Verstand als Antwort auf eine leicht propagierte Aktion so wenig getan? Wo sind unsere Schriften? Wer von uns hält schonungslose Aufklärungsvorträge? Wer von uns spricht zu dem ein offenes Wort, dem die Kenntnis eines wohlverstandenen, verfeinerten Tuns im Intimbereich vonnöten ist, damit im liebenden Zusammenfinden die erlösende und befreiende Erfüllung gelingt, damit dem vorzeitigen Erlöschen dieser Liebe vorgebeugt wird? Für wie lange Zeit noch sollen sich unsere Soldaten mithin u. a. aus dem Illustriertenwald orientieren müssen, der in der Zurschaustellung von Halbwahrheiten und Verkennung des Ganzen mehr Verderben bei unseren Soldaten und Familien anrichtet, der schließlich aber auch deshalb gelesen wird, weil man in ihm die Wahrheit als nicht verschwiegen vorzufinden glaubt?

Sie sehen selbst, Exzellenz, wo und wie uns der Schuh drückt. Kein geringerer als der Kardinalerzbischof Döpfner hat es in seiner letzten Silvesterpredigt so zu Ausdruck gebracht:

„Wenn ihr Eheleute in den ehrlichen Bemühungen, eure Ehre in der Ordnung Gottes zu führen, aus Schwachheit oder Unsicherheit etwas tun solltet,

was der objektiven sittlichen Ordnung nicht entspräche, dann habt Vertrauen auf den verstehenden, barmherzigen Gott, ohne leichtsinnig zu werden!“

Sicherlich ist das, Exzellenz, auch Ihre Meinung als unser Militärbischof. Jedoch:

diese wohlmeinenden Worte und die daraus sich ergebende für uns beruhigende Erkenntnis, daß der barmherzige Gott uns in dieser Not nicht verläßt, sie befreien unsere Konzilsväter nicht von der Entscheidung. Diese zu erwartende Entscheidung bzw. päpstliche Erklärung muß den gutgewillten und gewissenhaften Söhnen und Töchtern der Kirche helfen, in den Bereichen fortan nicht mehr zu sündigen, die Gott sich selbst geschaffen hat und deren Mittel Er sich bedient, um die irdische Gemeinschaft des Menschengeschlechts wie auch der übernatürlichen Gemeinschaft der Kirche zu erhalten. Auf jeden Fall sollten es solch eindeutige Direktiven geben, nach denen sie ihre persönlichen Gewissen ausrichten und immer mehr korrigieren können, um die Gestaltung ihrer Ehe bis ins Intimste in die eigene Verantwortung ohne Bedrängnis zu nehmen. Dieser Weg ist aber nur zu bewältigen, wenn die Theologen in einem ständigen verantwortungsbewußten Dialog verbleiben.

— Was bedeutet uns die Mutter Gottes?

In dem uns gestellten Thema „Was bedeutet uns die Mutter Gottes?“ ist ein doppelter Problembereich enthalten: Einmal die Frage nach der Stellung Mariens im Heilsgeschehen und zum anderen die Frage nach unserer Marienverehrung.

In der Diskussion wurde festgestellt, daß die junge und zum Teil auch die ältere Generation kein Verhältnis zur Mutter Gottes hat. Die Frage nach den Ursachen ergab

- eine mangelnde oder fehlende Kenntnis von der Stellung Mariens im Heilsgeschehen, daher eine kitschige und zum Teil übertriebene Verehrung in der Vergangenheit und die daraus folgende Reaktion in einer ins Extrem gehenden Überbewertung der Liturgie. Ausdruck dessen ist zum Beispiel das Beten des Rosenkranzes während des Meßopfers in früheren Zeiten und die weitgehende Vernachlässigung des Rosenkranzgebetes in unseren Tagen. Oder wird der Rosenkranz im Kampfanzug des Soldaten nicht nur als Amulett getragen?
- Es wird uns vorgeworfen, daß wir Maria anbeten, daß durch die Marienverehrung Christus verdrängt werde, daß die Dogmatisierung der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel ein bewußter Affront gegen einen Teil der Christenheit darstelle.

Zu diesen Problemen hat das Zweite Vatikanische Konzil klare Stellung bezogen, und wir können nichts besseres tun, als inhaltlich die wichtigsten Teile des achten Kapitels des Schemas „Von der Kirche“ zu Kenntnis zu geben:

- Nr. 54 Die Seligste Jungfrau und die Kirche;
- Nr. 55 Die Verehrung der Seligsten Jungfrau in der Kirche.

Zusammenfassend bitten wir:

1. Die Aussagen des Konzils über die Mutter Gottes zur Grundlage der Verkündigung zu machen. Dies wäre für den soldatischen Bereich die Aufgabe der Militärseelsorge.
2. Der Königsteiner Offizierkreis sollte diese verbindlichen Aussagen zur Grundlage seiner Laienarbeit machen.

Der Friede ist unteilbar

Der Dialog der Kirche mit der Welt in der Gegenwart

Zwanzig Jahre nach Beendigung des Krieges hat es den Anschein, als bliebe der Friede nicht nur der Zeit nach, sondern auch dem Wesen nach aus. Vielleicht bleibt er der Zeit nach vor allem deswegen aus, weil die Menschheit immer noch recht wenig Lust zeigt, seine wesentliche Unteilbarkeit anzuerkennen. Wenn unser Thema das Gespräch über den Frieden im Dialog der Kirche mit der gegenwärtigen Welt *ansiedelt*, dann ist gerade diese Unteilbarkeit des Friedens ausdrücklich anerkannt. Was meint die Rede vom „Dialog der Kirche mit der Welt“ und was kann dieser Dialog für die Erkenntnis und Durchsetzung des Friedens leisten?

1. Der Dialog der Kirche mit der Welt im allgemeinen

(1) Die Forderung Paul's VI.: Dialog der Kirche mit der heutigen Welt

Die Enzyklika „*Ecclesiam suam*“, die erste Enzyklika des gegenwärtigen Papstes vom 6. August 1964, handelt in ihrem dritten Teil vom Dialog der Kirche mit der Menschheit von heute. Paul VI. sieht in diesem Dialog eines der wesentlichsten Anliegen im heutigen Leben der Kirche. Die Kirche trägt in sich den Impuls der Liebe, das ihr anvertraute Heil allen Menschen anzubieten. „Diesen inneren Antrieb der Liebe, die danach strebt, sich zur äußeren Gabe der Liebe zu machen“, bezeichnet der Papst mit dem Ausdruck „Dialog“. In strenger Folgerichtigkeit schreibt er: „Die Kirche muß zu einem Dialog mit der Welt kommen, in der sie nun einmal lebt. Die Kirche macht sich selbst zum Wort, zur Botschaft, zum Dialog.“

Das verbindliche Maß dieses Dialoges sieht Paul VI. in dem großen Dialog des Heils, den Gott in Jesus Christus durch den Hl. Geist mit der Menschheit geführt hat und immer noch führt. Der Dialog des Heils geht aus der freien Initiative der göttlichen Liebe hervor. Er ist unabhängig von den Verdiensten derer, an die er sich richtet; er zwingt niemand in sich hinein, sondern respektiert die Freiheit aller. Er bietet sich allen ohne jeden Unterschied als offene Möglichkeit an und will überall, je nach dem vorgegebenen Zustand der Reife, die freie Antwort der Liebe hervorlocken.

Damit ist auch für den Dialog der Kirche mit der Welt das Grundgesetz aufgestellt. Die Kirche kann sich nicht darauf beschränken, der Welt den Spiegel ihrer Laster vorzuhalten, sie kann sich aber auch nicht anmaßen, eine theokratische Herrschaft über die Welt auszuüben. Mit Klarheit, Sanftmut, Vertrauen und Klugheit muß sie vielmehr das ihr anvertraute Heil durch die Geschichte hindurch gegenwärtig halten und den Menschen einer jeden Zeit so anbieten, daß ihrer Bereitwilligkeit keine unzumutbaren Proben auferlegt werden. Die Form des Dialoges ergibt sich aus der Eigenart des Partners und aus der gegebenen Wirklichkeit. Der Papst sagt: „Anders ist in der Tat der Dialog mit einem Kinde und anders der mit einem Erwachsenen, anders der mit einem Gläubigen und anders der mit einem Ungläubigen. Dies ist eine Forderung, die sich aus der heutigen allgemeinen Art ergibt, das Verhältnis zwischen dem Heiligen und dem Profanen aufzufassen; sie ergibt sich aus dem Dynamismus, der die moderne Gesellschaft ergriffen hat; aus der Vielheit ihrer Erscheinungsformen; aus der größeren Reife des Menschen, mag er religiös oder nicht-religiös sein, die ihn durch Erziehung und Kultur heute zum Denken, zum Sprechen und zur würdigen Führung eines Dialoges befähigt.“ — Es ist bekannt, daß im Schema XIII des 2. Vatikanischen Konzils die Forderung Paul's VI. ausführlich entfaltet werden soll. Da aber das Schema noch nicht verhandelt ist, kann es hier keine Berücksichtigung finden. Der vorläufige Titel des Schemas XIII heißt: „Die Kirche in der Welt von heute“.

(2) Theologische Interpretation des Begriffes „Dialog der Kirche mit der Welt“

Paul VI. will Theologie und Verkündigung aus ihrer monologischen Erstarrung herausrufen. Sie sollen nicht autistisch sein und nicht ein weltfernes Glasperlenspiel betreiben, sondern sich mit den Wirklichkeiten und Problemen ihrer Zeit vital einlassen und ehrlich auseinandersetzen. Die Forderung eines wirklichen und redlichen Dialoges impliziert gewiß zunächst, daß das „Wort des Heils“ mit dem Stoff der Welt ins Gemein gebracht wird, daß es dem Denken, den Vorstellungen, den Kategorien der jeweiligen Zeit vernehmbar wird, daß die starren dogmatischen Formeln aufgeschmoizen werden und die darin verschlossene Botschaft zum Sprechen kommt. Aber es geht nicht nur um eine neue und lebendige Sprechweise, es geht um „die Einfügung der christlichen Botschaft in das Denken, die Sprache, die Kultur, die Sitte, den Geist der Menschheit, wie sie heute auf Erden lebt“. Der Papst sagt: „Die Welt wird nicht von außen gerettet. Man muß, wie das menschengewordene Wort Gottes, gewissermaßen mit den Lebensformen derjenigen eins werden, denen man die Botschaft Christi bringen will.“ Es geht also um die redliche Annahme und ihre Bereitung für die Heilsbegegnung mit Christus. Es geht um die geschichtliche Weiterführung der Menschwerdung des Herrn. Das ewige „Wort“ will ohne Unterlaß ins Fleisch der Welt eingehen, es will die Welt

einer jeglichen Geschichtszeit an sich nehmen und in seine Verbundenheit mit dem Vater einführen. Der theologische Ort des Dialoges der Kirche mit der Welt ist also das Ereignis der Inkarnation, das von seinem verborgenen Anfang im Schoß der Jungfrau Maria sich durch die ganze Geschichtszeit hindurch immer neu begibt.

Nun erst wird deutlich, worauf der Dialog der Kirche mit der Welt gründet und worin er sich erfüllt. *Die Grundlage dieses Dialoges ist die Respektierung der Eigenständigkeit der irdischen Wirklichkeit.* Was von Gott angenommen wird, geht seines Eigenseins nicht verlustig, sondern wird in dieser Annahme erst in seine volle Eigentlichkeit hinein freigesetzt. Die weltlichen Bereiche — Arbeit, Beruf, Gesellschaft, Wissenschaft, Kultur, Technik, Wirtschaft, Politik — haben ein echtes Eigensein, einen eigenen und gültigen Seinsbestand und eben darum auch eigene Sinnwerte und Gesetzmäßigkeiten, denen sich der Mensch in seinem Erkennen und Handeln zu unterwerfen hat. Ihr Seinsbestand muß auch dann unversehr bleiben, wenn sie der Mensch denkend oder glaubend in transzendente Bezüge eingestiftet sieht. Die Religion kann nicht unmittelbar und schlechthin alles sein. Sie kann den anderen Gebieten nicht aus sich heraus eine detaillierte Sachordnung diktiert und detaillierte Normen statuieren. Diese Gebiete müssen vielmehr, um wirklich sein und leben zu können, ihre eigene wenigstens relative Autonomie haben. Dies ist das unabdingbare Fundament, ohne das der Dialog zwischen Kirche und Welt zur reinen Farce wird.

Die Erfüllung dieses Dialoges ist die Integration der irdischen Wirklichkeiten in der Heilswirklichkeit. Mit der Behauptung der Eigenständigkeit der irdischen Wirklichkeiten ist noch nicht ihre volle Seinswahrheit ausgesprochen. Vielmehr muß auch die Eingründung der weltlichen Ordnungen in transzendente Seinsbezüge erkannt und anerkannt werden. Die irdischen Wirklichkeiten sind auf den Schöpfer zugeordnet, weil sie von ihm ins Dasein gestellt und auf die höchstmögliche Erfüllung ihrer Möglichkeiten angelegt sind. Die irdischen Wirklichkeiten sind auf Jesus Christus zugeordnet, weil in der Fülle der Zeiten alles, was Gott geschaffen hatte, in ihm in eins gefaßt wurde — so wie ein Leib unter dem Haupte zusammengewachsen ist. Die irdischen Wirklichkeiten sind auf die Kirche zugeordnet: sie ist das sichtbare Zeichen dafür, daß Mensch und Welt durch Jesus Christus von Gott angenommen sind. In ihr treibt der zur Rechten des Vaters thronende Herr sein eigentlichstes Werk, die Inbesitznahme der Welt als seinen Leib, durch die Geschichte hindurch voran. Und schließlich sind die irdischen Wirklichkeiten auf jene Vollendungs-gestalt hingeordnet, die der wiederkommende Herr am Ende der Geschichte in der Auferstehung des Fleisches und in der Verklärung der Welt heraufführen wird.

Kirche und Welt sind darum auf Gedeih oder Verderb für den Dialog miteinander bestimmt. *Die Verweigerung dieses Dialoges gereicht notwendig zum Schaden beider.* In der modernen säkularistischen Entwicklung ist die

Eigenständigkeit der Welt *autonomistisch* überspannt worden. Es wurde nur noch als wahr anerkannt, was rational einsichtig war. Die Eingründung der Eigenständigkeit in transzendente Bezüge wurde geleugnet. Der Anspruch einer göttlichen Offenbarung erschien als heteronomistische Zumutung. Die heutige Theologie hat erkannt, daß diese Entwicklung — nicht nur, aber auch — eine (geschichtstheologisch sozusagen notwendig zu erwartende) Reaktion auf die *integralistische* Aushöhlung der Eigenständigkeit der Welt durch die Kirche war. In der unitarisch-theokratischen Vorstellung etwa des Mittelalters oder des Calvinismus verschmolzen Kirche und Welt zu einer christlichen Gesellschaft, zur Christenheit, zur *ecclesia*. Das Auge der Kirche und derer, die in ihr den Dienst der Theologie und der Verkündigung leisten, ruht naturgemäß vor allem auf der Integrierung der Welt in der Heilswirklichkeit. Es liegt nahe, daß bei solcher Blickrichtung das „eine Notwendige“ sozusagen unter der Hand zum einzigen wird, daß ihm gegenüber alles andere als belanglos erscheint und daß ihm auf keinen Fall irgendeine Eigenartigkeit zuerkannt werden darf. Es ist oft genug, und zwar von guten Kennern und Interpreten der Geschichte, ausgesprochen worden, wie stark und wie nachhaltig dieses Mißverständnis die konkrete Christlichkeit geprägt hat.

Kirche und Welt sind, beide von ihrem Wesen her, auf den redlichen Dialog miteinander verwiesen. Die Kirche beginnt zu begreifen, daß ohne das redliche Ernstnehmen der irdischen Wirklichkeiten dem Glauben und der Frömmigkeit langsam aber sicher das Substrat dahinschwindet, ohne das sie keine Vitalität und keine Geschichtsmächtigkeit zu entfalten vermögen. Die Welt aber beginnt zu begreifen, daß ihr Leistungs- und Bildungswissen ohne das Heilswissen nicht auskommen kann. Je mehr sich Technik und Kultur perfektionieren, desto dringlicher stellt der Mensch die Frage nach dem Sinn seines Daseins in der Welt. Er wird nicht aufhören, nach den letzten Gründen zu fragen, auch wenn von der Kirche her die Bescheide ausbleiben, weil man ihren Einfluß in der Öffentlichkeit ausgemerzt hat. Der Platz, den die Kirche im Dialog um die ganze Wahrheit einnimmt, kann nicht offengehalten werden. Es werden sich andere an ihre Stelle drängen, obwohl sie dazu weder Auftrag noch Tauglichkeit besitzen. Wenn die Frage nach Ursprung, Sinn und Ziel des Menschen und der Welt nicht von der Kirche beantwortet wird bzw. ihre Bescheide mißachtet werden, dann hat — wenn immer dies in der Geschichte geschieht die Stunde der Ideologien geschlagen. — Mit dieser Erkenntnis sind wir an den Kern unseres Themas vom Frieden gelangt. Unsere heidnischen Vorväter haben in der Gestalt der Eirene den Frieden als eine Gottheit verehrt. Die christliche Tradition hat den Frieden der Welt mit der Anerkennung der göttlichen Ordnungen in eins gesetzt. Die Neuzeit riß ihn in das Ereignis der Säkularisierung hinein. Wie der Mensch und seine Welt, so steht nun auch der Friede, nachdem er aus dem Gehorsam gegen Gott gelöst ist, ganz und gar in sich selbst, sein säkularistisches Verständnis läßt keinen Bezug

in die Transzendenz mehr offen. Eugen Biser hat recht, wenn er in seinem Buch „Der Sinn des Friedens — ein theologischer Entwurf“ (München 1960) feststellt, daß die Friedenspläne der Moderne, von Hugo Grotius (*De iure belli et pacis*, 1625) bis Karl Jaspers (*Die Atombombe und die Zukunft des Menschen*, 1958) „sich mehr wie völkerrechtliche oder wirtschafts- und militärpolitische Erörterungen ausnahmen, aber nicht wie Grundsatzserklärungen zu ihrer eigentlichen Thematik. Als Dokumente eines vom Glaubensgrund losgeketteten Denkens erliegen sie, wenn auch in verschiedenen Graden, der Faszination durch eben jene von zunehmender Gewaltsamkeit beherrschte Wirklichkeit, der sie den Frieden zusprechen wollen. Der Friedensgedanke entgleitet ihnen förmlich an die Übermacht des politischen Zustandes hin, weil ihnen das Gegengewicht der geoffenbarten Friedenswahrheit fehlt . . .“ Der Friede ist „in das Arsenal der Ideologien“ geraten. „Zur ideologisch fixierten Vokabel abgestempelt, erreicht das Wort Friede unbestreitbar ein Maximum an Weltläufigkeit . . . So wie es jeder Beliebige für seine Zwecke in Anspruch nimmt, läßt es sich mit jedem nur erdenklichen Gedanken verkoppeln. Weit davon entfernt, sich damit zur göttlichen Neuordnung des Daseins zu bekennen, spricht man von Frieden, um sich nur um so ungestörter im Bestehenden einzurichten. Selbst der nackte Terror scheut sich nicht, seine Interessen mit Friedensdeklamationen zu tarnen.“

II. Der Dialog der Kirche mit der Welt über den unteilbaren Frieden

(1) Die natürliche Gestalt des Friedens

Nichts kann uns ferner liegen als die Bemühungen um den Frieden, auch um einen rein irdisch-natürlich verstandenen Frieden, geringzuachten. In der gemeinsamen Bemühung um die natürliche Gestalt des Friedens hat der Dialog zwischen Kirche und Welt vielmehr seinen unmittelbaren Ansatzpunkt. Außerdem weiß jeder, daß der Friede nicht wie ein magischer Stein vom Himmel fällt. Seine Durchsetzung ist vielmehr der menschlichen Freiheit anvertraut. Gott liebt es nicht, diese Freiheit durch apriorische Festlegungen oder durch ständige unmittelbare Interventionen um die Chancen ihrer geschichtlichen Verwirklichung zu bringen. Die Menschen müssen also, ob sie glauben oder nicht, auf der Suche nach dem Frieden sein.

Tatsächlich gibt es eine fast allgemeine Übereinkunft hinsichtlich dessen, was man unter Friede versteht. Theologen und Philosophen, Politiker und Dichter denken, wenn sie vom Frieden sprechen, an einen Zustand erfüllten und gesicherten Menschseins, das sich in solidarischer Verbundenheit mit den anderen und in möglichst gesteigertem materiellem und geistigem

Wohlsein entfaltet. Augustin's Bestimmung des Friedens als „*tranquillitas ordinis*“, als Ruhe in der Ordnung kann sich in dieser allgemeinen Formulierung gewiß allgemeiner Zustimmung erfreuen.

Die Übereinstimmung reicht aber noch weiter. Sie umgreift auch noch die entscheidenden *Grundlagen einer Friedensordnung*. Die einen sind der Überzeugung, daß der Mensch in seinem Gewissen wie in einem geistigen Speicher unabdingbare Prinzipien vorfinde, die ihm den Weg zu einer geordneten Gemeinschaft weisen. Andere denken nüchterner: der Mensch habe auf seinem Weg durch die Geschichte bald so bald anders den Frieden verwirklichen wollen; die denkerische Durchdringung der vielfältigen guten und schlechten Erfahrungen habe mit der Zeit zur Erkenntnis gewisser Wesenskonstanten menschlicher Existenz geführt, gegen die man sich nicht ungestraft vergehen könne. Man wird beide Wege der Einsicht zusammennehmen müssen, weil sie sich gegenseitig ergänzen und gegen einseitige Überspannungen absichern. Was die Grundlagen einer Friedensordnung betrifft, haben sich eine Reihe von Geltungen oder Werten immer weitere Anerkennung verschafft:

(a) Die Respektierung der Menschenrechte

bedeutet eine konkrete Auswirkung der Einsicht in die Würde des Menschen. Heute ist keine Friedensdeklaration mehr denkbar, in der nicht von den jedem Menschen ohne Unterschied der Rasse oder des Entwicklungsstandes zukommenden Grundrechten ausgegangen wird, vom Recht auf Leben, auf Unversehrtheit des Leibes und auf die Mittel zu angemessener Lebensführung, vom Recht auf Ehre, auf Arbeit und Bildung, vom Recht auf Ehe und Berufswahl, vom Recht auf Freiheit in Gesellschaft und Wirtschaft, vom Recht der ungehinderten Ausübung der Religion. Wie wenig selbstverständlich die allgemeine Durchsetzung der menschlichen Grundrechte ist, beweisen aktuelle Vorkommnisse in Ländern, deren Verdienste gerade auf diesem Gebiet gewiß höchst achtbar sind. Sie beweisen zugleich, wie unmittelbar der innere Friede eines Volkes und der ganzen Menschheit von der Anerkennung der Würde und der Rechte der menschlichen Person abhängt.

(b) Die Respektierung der Sozialprinzipien

ist das Fundament geordneter Verhältnisse zwischen dem einzelnen Menschen und dem Staat, zwischen den Staaten untereinander und schließlich zwischen den einzelnen Staaten und einer die Völkergemeinschaft politisch verfassenden universellen öffentlichen Gewalt. Für den Aufbau der menschlichen Gesellschaft gilt das Prinzip der freien Förderation (Bund und Wahl einer Autorität), für den geordneten und fruchtbaren Bestand der menschlichen Gesellschaft gelten die Prinzipien der Solidarität und der Subsidiarität, also der gegenseitigen Verbundenheit und der ergänzenden Hilfe-

leistung. Auch dieser Kanon der Sozialprinzipien erfreut sich einer wachsenden Anerkennung.

(c) Die Respektierung der sittlichen Grundwerte

(Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit und Liebe) muß dem personalen und sozialen Leben jenen Tiefgang und jene Fülle vermitteln, ohne die ein wirklicher Friede als Inbegriff erfüllter und gesicherter menschlicher Existenz unvorstellbar ist. Die sittlichen Werte sind die Seele des Friedens, indes der materielle Wohlstand und der garantierte Schutz gegen innere und äußere Feinde nur den Leib der Friedensordnung zu konstituieren vermögen.

Wir sagten bereits, daß die gemeinsame Bemühung um Erkenntnis und Verwirklichung der natürlichen Gestalt des Friedens den Dialog zwischen Kirche und Welt zu eröffnen imstande sei. Es ist darum nicht erstaunlich, daß in den großen Friedensenzykliken Pius' XI. (*De pace Christi in regno Christi*, 1922) und Johannes' XXIII. (*Pacem in terris*, 1963) die naturrechtlichen Grundlagen der Friedensordnung so nachdrücklich herausgearbeitet worden sind. Aber die Päpste konnten — zumal in einer Zeit, in der die Problematik einer nur innerweltlichen Gestalt des Friedens ohne Unterlaß *ad oculos* demonstriert wurde! — nicht dabei stehen bleiben. Das Verständnis des Friedens hängt unlösbar zusammen mit dem Selbstverständnis, mit dem Weltverständnis und mit dem Geschichtsverständnis des Menschen. Wo die Wahrheit über Mensch, Welt und Geschichte den Gemächten der Ideologen gewichen ist, da gerät notwendig auch die Wahrheit über den Frieden in den unheimlichen Sog ihrer Faszinationen und ihrer Utopien vom vollkommenen Weltstaat oder vom idealen Reich der Vernunft. Woher aber die Maße nehmen für die Ordnung des Friedens, woher Geltung und Verbindlichkeit begründen, wenn der Mensch sich selbst Gesetz ist, wenn er selbst verfügen zu können glaubt, was gut und böse ist? Nicht jedem ist das Gleiche gut, nicht jedem das Gleiche böse. So wird der bloße Rückzug auf die bare Humanität zur Quelle nicht des Friedens, sondern der Zwietracht und des Hasses. Darum sollte man sich nicht über die unverhüllte Skepsis wundern, mit der die meisten Menschen den pathetischen Friedensdeklamationen der Philosophen und der Politiker heute begegnen. Aber Skepsis ist zu wenig, solange sie allesamt das große metaphysische Grauen vermeiden wollen, das sie unweigerlich überfallen müßte, wenn ihnen aufginge, daß der Boden, auf dem sie stehen, effektiv nicht zu tragen vermag. Die natürliche Gestalt des Friedens bedarf, um fruchtbar bestehen zu können, der christlichen Integrierung.

(2) Christliche Integrierung der natürlichen Gestalt des Friedens

Friede ist — nach Augustin's Bestimmung — „Ruhe in der Ordnung“. Aber was hat es mit der „Ordnung“ auf sich, in die wir uns hineinstellen müssen,

wenn wir zum Frieden kommen wollen. Ist es eine Ordnung, die der Mensch frei erfinden und — wenn seine Macht hinreicht — frei verfügen kann? Ist es eine Ordnung, die eine Vielzahl gleich oder ähnlich Mächtiger als *modus vivendi* unter sich aushandelt, vertraglich garantiert und den Untergebenen verbindlich auferlegt? Das Nein zu solchen Fragen kommt aus dem Kern der Offenbarungsaussagen über den Frieden. Die Ordnung des Friedens kann der Mensch nicht frei erfinden, er kann sie nur auffinden, weil sie ihm vorgegeben und verfügt ist. Die Wahrheit über den Frieden ist mit der Wahrheit über den Menschen, über die Welt und über die Geschichte von Gott gesetzt und im Ereignis der Offenbarung wenigstens in den Grundzügen innerweltlich zugänglich gemacht worden. Menschen können den Frieden nur insoweit erkennen und geschichtlich verwirklichen, als sie an dieser Wahrheit Anteil gewinnen. Was sagt uns die christliche Offenbarung über die Ordnung des Friedens?

(a) Stiftung der Friedensordnung im Schöpfungsmysterium

Die erste Aussage der Offenbarung heißt, daß die Friedensordnung im Schöpfungsmysterium ein für allemal verbindlich gestiftet ist. Mensch und Welt sind durch das „Wort“ erschaffen. „Wort“ ist eine geistig-göttliche Wirklichkeit und vermag darum nur Wahrheit und Ordnung zu begründen. Weil die Welt im „Wort“ des Schöpfers gezeugt ist, ist sie bis zum Bersten voll von geistigen Möglichkeiten und Anordnungen. Der Mensch als geistiges Wesen vermag das „Wort“ der Schöpfung zu vernehmen, er vermag die wesenshafte Rationalität der Welt zu durchschauen und fruchtbar auszuwirken, er vermag die Grundgesetze seiner personalen und sozialen Existenz als göttliche Anweisungen für seine geordnete Entfaltung in der Geschichte zu erkennen. Die vom Schöpfer verfügte Grundstruktur menschlicher Personalität und Sozialität ist die Keimgestalt des Friedens. Wer den Frieden in der Geschichte verwirklichen will, muß über die gegebene geschichtliche Faktizität hinweg immer zu dieser Keimgestalt des Friedens zurückblicken und sie für sein konkretes Verhalten maßgebend werden lassen. Was nicht aus dieser Keimgestalt stammt, kann keinen Frieden in der Welt begründen, weil es dem vorgegebenen und aufgegebenen Grundriß der Schöpfung und der Geschichte widerstreitet. Die konkrete Friedensordnung ist immer nur der geschichtlich frei verwirklichte Urentwurf der Welt.

Wenn wir von Keimgestalt oder Grundriß oder Urentwurf sprechen, soll damit nicht gesagt sein, daß Gott alle Details der Geschichte vollkommen vorausverfügt hat. Es widerspräche der Würde Gottes und des von ihm geschaffenen Menschen, wenn Geschichte nur das Abrollen eines ewig vorgefaßten Einzelplanes, nur das Abspulen eines vor der Zeit aufgespulten Knäuels wäre. Gott hat den Menschen gerade deswegen in die Wandelbarkeit des Geschichtlichen gestellt, damit er seine Freiheit mit

schöpferischer Geistigkeit erfülle. Nur die Grundgestalt des Friedens ist verfügt, ihre konkrete Ausformung ist dem Menschen überlassen, damit er von der schöpferischen Kraft seines Gottes Zeugnis gebe. Die verfügte Grundgestalt aber ist nicht ein Produkt göttlicher Tyranis und Willkür, sondern eine hilfreiche Anweisung für den menschlichen Weg durch die Geschichte. Trotzdem bleibt es dabei: Der Mensch muß so sein und werden, wie Gott ihn haben will. Darum findet er seinen Frieden nur in der Ordnung, die Gott ihm gesetzt hat: sonst bleibt ihm der Friede versagt. Auch dies hat Augustin mit äußerster Prägnanz formuliert: „Du hast es, o Gott, so geordnet, daß sich selbst zum Fluche wird jeder ungeordnete Geist.“

Die Ordnung des Friedens ist im Mysterium der Schöpfung gestiftet. Es ist gesagt, daß die Stiftung durch das „Wort“ erfolgt sei. Das ist für die Erkenntnis des wahren Friedens hochbedeutsam. Das „Wort“ der Schöpfung ist jenes „Wort“, in dem der Vater sich selbst ewig gegenübertritt, in dem er sich selbst erkennt und in dem er selbst wirklich ist. Weil es Gott ist, der darin wirklich ist, hat dieses „Wort“ eine solche ontologische Dichte, daß es Person ist. Es ist nicht — wie die Worte der Menschen — von flüchtiger Dauer, es kann nicht durch andere Worte vertreten und abgelöst werden. Es hat die unwandelbare Konsistenz göttlichen Seins. In diesem „Wort“ hat der Schöpfer sich selbst in die Geschichte der Welt hineingesprochen, er hat sich in ihm als Ordnung und Sinn der Welt konstituiert. Die unabsehbare Fülle von Gesetzlichkeiten, Geltungen und Sinnwerten, die der Schöpfung eingestiftet sind und die vom Menschen zu entdecken, zu entfalten und fruchtbar zu machen sind, haben also einen personalen Träger, sie sind in der Person des ewigen „Wortes“ in eins gefaßt. Was wir Friede nennen, ist also letztlich nicht ein sinnvolles Gefüge von Wahrheiten und Normen, ist letztlich nicht eine vorverfügte Sachverhaltsordnung, sondern eine Person. Gott selbst ist der Friede; sein „Wort“, in dem er sich in der Welt gegenwärtig gemacht hat, ist der Inbegriff erfüllter menschlicher Existenz. —

Aber das ist noch nicht die volle Wahrheit über den Frieden.

(b) Aufwertung der Friedensordnung im Christumysterium

Gott wollte offenbar, daß seine Menschheit nicht nur sein „Werk“ bleibe, daß sie ihm nicht für immer einfach gegenüberstünde, wie eben Werke ihrem Schöpfer gegenüberstehen. Er wollte sie in seine göttliche Intimität und Vorbehaltenheit aufnehmen. Er „wollte es in der Zeitenfülle erreichen, daß alles wieder unter einem Haupte, unter Christus, stünde, was im Himmel und auf Erden ist. . . So sollten wir zum Lobe seiner Herrlichkeit gereichen“. (Eph 1, 10—12) Der Gottmensch ist das Haupt der Menschheit. Sie ist diesem Haupt als Leib verbunden. Jetzt, wo sie sein Leib geworden ist, vermag er sie zu seiner Gemeinschaft mit dem Vater emporzuziehen

und seine eigene Verbundenheit mit dem Vater auch auf seinen Leib überströmen zu lassen. Jesus Christus trägt die ganze Welt und ihre Geschichte in seinem Leibe. Er ist der große Sammler und Ineinsfasser, der universale Mittler, in dem das ganze Universum gleichsam zuhause ist. In ihm ist das All daheim. In ihm ist es an jenen Ort gebracht, der ihm von Anfang an zugeordnet war. Es bleibt, was es ist, aber es ist in dem Raum der Erfüllung eingebracht. Das ist die Ordnung, die Gott vor aller Zeit verfügt, auf die hin er die Welt erschaffen und die er in der Fülle der Zeiten heraufgeführt hat.

Nun können wir das Wort verstehen, in dem die biblische Verkündigung über den Frieden kulminiert: Jesus Christus „ist unser Friede“ (Eph 2, 14), und sein Evangelium ist „das Evangelium des Friedens (Eph 6, 15). Friede ist — wir sagten es vorher schon und verstehen nun erst recht, was damit gemeint ist — Friede ist nicht eigentlich eine Sachverhaltsordnung, Friede ist nicht eigentlich ein „es“, sondern ein „er“; nicht eigentlich eine Fülle von Gütern, sondern ein persönliches Antlitz, eine persönliche Wirklichkeit — Jesus Christus, der uns endgültig in die von Gott verfügte Ordnung eingeführt, der die Schöpfungsordnung zur Heilsordnung aufgewertet, der uns den Frieden mit Gott und damit auch den Frieden mit den Menschen gebracht hat, der selber dieser Friede ist. Er hat den Frieden gestiftet, indem er sich selbst als die friedensstiftende Wirklichkeit der Welt geschenkt hat. In ihm ist uns auch die Fülle der Welt in ihrer wahren Ordnungsgestalt angeboten. Zu dieser biblischen Botschaft „Er ist unser Friede“ schreibt Eugen Biser: „Das ‚ist‘ dieser zentralen Friedensaussage ist nicht aus einem kosmisch geschlossenen Seinsverständnis heraus gesprochen. Es ist seiner ganzen Intention nach Ansage der Neuschöpfung, die da kommen soll und mit der Verherrlichung Christi bereits inmitten der herrschenden Weltgestalt angebrochen ist. Und es ist das Ansinnen an uns, für dieses Komende bereit zu sein. Denn dort ist Christus, der Begründer dieser neuen Ordnung der Menschen und Dinge, wirklich und offenbar unser Friede; und dort finden wir, die wir durch ihn den Frieden haben, uns wirklich und bewußt in Ihm.“

Um die ganze Bedeutung einer solchen Aussage verstehen zu können, müssen wir freilich das rechte Christusverständnis haben. Wir feiern Christus als den zur Rechten des Vater thronenden Herrn. Unmerklich schleicht sich dabei vielleicht die Vorstellung ein, Christus, der Thronende, sei der große Außenseiter der Welt, von seinem Vater irgendwo, am Rande der Welt und ihrer Geschichte, in Herrlichkeit inthronisiert. Gewiß ist Christus der Welt transzendent, aber es ist ihr zugleich zuinnerst immanent. Er hat sich durch seine Inkarnation im Herzen der Welt angesiedelt, er ist auch nach seiner Himmelfahrt darin verblieben als der tragende Grund der Welt, als ihre bewegende Kraft, als die unaufhaltsame Dynamik, durch die sie der Vollendung entgegengetrieben wird. Man hat dieses Christusverständnis, das wohl am eindringlichsten von Teilhard de Chardin

gelehrt wurde, mit den Worten ausgedrückt: „Christus ist der kosmische Lotse der Schöpfung, die Galionsfigur des Weltschiffes, der Pfeil des universalen Werdens.“ (Ladislav Baros) In diesem dynamischen Sinn müssen wir das Pauluswort verstehen: Christus ist unser Friede. In ihm ist die Welt unterwegs zu ihrer Erfüllung.

(c) Vollendung der Friedensordnung im Mysterium der Herrlichkeit

Der Friede, den Christus gebracht hat und er selbst ist, ist vorläufig immer noch unvollkommene und weithin verborgene Wirklichkeit. Die Fülle des Friedens gibt es nur in der Zukunft, aber nicht in einer innerweltlichen Zukunft, sondern in jener Zukunft, die der wiederkommende Herr am Ende ^{der} Geschichte heraufführen wird, in jener Zukunft, die auf der anderen Seite der Zeit liegt und die wir die Ewigkeit nennen. „Seinem innersten und ungebrochenen Wesen nach gehört der Friede Christi der künftigen Weltzeit an.“ (Eugen Biser) Die Hl. Schrift schildert den ewigen Frieden als erfülltes Leben der menschlichen Gemeinschaft — als Königreich, in dem der Thronende seine Herrschaft ausübt, als Stadt Gottes, deren Bürgerschaft seinen Reichtum empfangen und genießen darf, als heiliges Mahl, das die innere Gemeinschaft der Verklärten mit Gott und untereinander bezeugt, als ewige Hochzeit des Lammes mit der Welt und den Menschen.

Jesus Christus ist die eigentliche Gestalt der Welt, ihre Ordnungs- und Friedensgestalt. Als Logos ist er der Welt von Anfang an eingestiftet, als Christus hat er sie in der Mitte der Geschichte zum Leib genommen und wieder der Liebe Gottes zugeführt, als Kyrios wird er sie am Tage seiner Parusie zur Vollendung bringen. Das sind die Kardinalsätze einer Theologie des Friedens. Aber sie bedürfen noch einer wesentlichen Ergänzung. Der Ort, an dem sich das Geheimnis Jesu Christi durch die Geschichte hindurch auswirkt, ist die Kirche und in der Kirche vor allem das Mysterium der Eucharistie.

(d) Mystische Gegenwärtigkeit der Friedensordnung in der Eucharistie

Die in der Inkarnation begründete Liebes- und Friedensordnung dauert fort und verwirklicht sich immer mehr in der Eucharistie, in jener heiligen Mahlgemeinschaft, in der Christus seinen Leib in der Gestalt des Brotes reicht. Paulus schreibt in 1 Kor 10, 17: „Ein Leib sind wir die vielen, die wir allen an dem einen Brot Anteil haben.“ In der Eucharistie wird also jene Solidarität der Menschen, die in der Inkarnation anhub, immerfort gegenwärtig, hier reift sie mehr und mehr jener Gestalt der Vollendung entgegen, die ihr in der Wiederkunft des Herrn geschenkt wird. Hier vollzieht sich auf mystische Weise das große Ereignis der Befriedung, der universal-menschlichen Vergemeinschaftung. Hier ist das Kommende schon gegenwärtig. Hier ist das Ziel schon erreicht. Freilich muß diese Liebes-

und Friedensordnung Christi in der konkreten Wirklichkeit der Geschichte noch durchgesetzt werden. Die sakramental mystische Gemeinschaft muß in der ganzen Breite und Tiefe menschlichen Daseins sittlich realisiert werden. Wer an diesem Mahl Anteil hat, muß Haß und Neid, Selbstsucht und Lieblosigkeit meiden, er muß über den Unfrieden der Welt trauern und ihn zu überwinden suchen, er muß in seinen konkreten Lebensgemeinschaften, in Ehe und Familie, in Hausgemeinschaft und Nachbarschaft, in beruflichen und gesellschaftlichen Verbundenheiten Zeugnis ablegen von dem, der unser Friede ist. Wer also den wahren Frieden sucht, der muß die konkrete Faktizität der Welt immer wieder hinter sich lassen. Er muß sie nach rückwärts überschreiten — dorthin, wo der Friede vorgegeben ist, im schöpfungsmäßigen Urentwurf der Welt und in ihrer Angenommenheit durch Jesus Christus. Er muß sie nach vorwärts überschreiten — dorthin, wo der Friede noch ausständig ist, in jener Vollendungsgestalt der Welt, die der wiederkommende Herr heraufführen wird. Im Mysterium der Eucharistie aber die Brücke zwischen dem bereits geschenkten und dem noch kommenden Frieden gegeben. Hier treffen sich Vorgegebenheit und Ausständigkeit des Friedens, hier ist die Menschheit unterwegs zur Erfüllung.

Wahrlich — der Friede ist unteilbar. Gegen die Hoffnung der ganzen Welt, daß ein gut funktionierender politischer und militärischer Apparat den Frieden schaffe, müssen wir daran festhalten, daß Jesus Christus die Möglichkeit des Friedens aufgetan hat und daß es diese Möglichkeit zu ergreifen gilt; daß der Friede nicht in der Welt, sondern im Menschen, und daß der Friede aus dem Herzen des einzelnen hinauswachsen muß in die Öffentlichkeit, sonst kann er dort nie und nimmer gefunden werden. Der von Christus ermöglichte innere Zustand des Friedens muß nach außen wirkliche und wirksame Gestalt annehmen. Nur so wird der innermenschlich-religiöse Friede zum sozialen und politischen Frieden. Darum darf aber auch der Friede nicht in der stillen Enge des persönlichen Lebens verbleiben, weil er sonst in den greifbaren Ordnungen der Gemeinschaft und der Gesellschaft nicht effizient wird.

(3) Mitverantwortung der Kirche für die Friedensordnung

Nach allem, was gesagt worden ist, läßt sich nun die Mitverantwortung der Kirche für die Friedensordnung in der Menschheit umreißen. Die Kirche hat vor allem den Auftrag, das „Evangelium des Friedens“ zu verkünden und den, der „unser Friede ist“, durch ihr Wort und ihr Sakrament stets so zu vergegenwärtigen, daß den Menschen der Zugang zu ihm nicht versperrt, sondern leicht gemacht wird. Die Verkündigung der Kirche muß glaubhaft machen, daß in Jesus Christus jede künftige Entwicklung der Menschheit schon unterfangen ist, daß die universal-menschliche Gemeinschaft, deren Horizonte von Jahr zu Jahr deutlicher sichtbar werden, in seiner Gestalt bereits vorweggenommene Wirklichkeit ist. Er ist der Friede

nicht nur des gegenwärtigen, sondern auch aller noch ausstehenden Geschlechter der menschlichen Geschichte.

Weiterhin kommt es der Kirche zu, alle Friedensprogramme und Friedensbemühungen, auch wenn sie nicht von Christen inspiriert sind, zu achten und auf die Offenbarungswahrheit über den Frieden hin zu integrieren. Wer redlich nach Frieden sucht, der ist — ob er es weiß oder nicht — auf der Suche nach jener Ordnungsgestalt der Menschheit, die im „Wort“ der Schöpfung vorentworfen und in der Menschwerdung des „Wortes“ zur Heilsgestalt der Menschheit aufgewertet ist. Erasmus von Rotterdam, selbst Verfasser einer der bedeutendsten Friedensschriften, hat gesagt: „Was immer du in der Welt an Wahrheit findest, bedenke, daß es Christus zugehört.“ Man könnte dieses Wort abwandeln: „Was immer du in der Welt

Frieden vorfindest, bedenke, daß es Christus zugehört.“ Die Kirche hat also die innerweltlich aufgewiesenen Perspektiven in Richtung auf die volle Wahrheit hin auszuziehen, oder aber hat sie zu erklären, daß innerweltlich entwickelte Perspektiven der Wahrheit und Ordnung schon im Ansatz so radikal widersprechen, daß sie überhaupt nicht integriert werden können.

Drittens muß die Kirche die Menschen zum Frieden erziehen. Sie muß ihre Friedensbotschaft ethisch und spirituell so fruchtbar werden lassen, daß die inneren und äußeren Hemmungen des Friedens niedergelegt und die friedenswilligen Kräfte ermutigt und entfaltet werden. Ihr dreifacher Dienst der Verkündigung, der Heilsvermittlung und der seelsorgerlichen Führung und Zucht zielt ja letztlich dahin, daß Christus durch den Glauben in unseren Herzen wohne und daß wir in der Liebe festgegründet seien. Sie weiß ja, daß der Friede als lebendige Möglichkeit vorgegeben ist, daß er nur ergriffen werden muß, zuerst im Geist, dann in der Welt. Durch diese Erziehung zum Frieden vermag die Kirche Gegensätze und Spannungen in der Welt von innen her zu mildern und auszugleichen.

Vor allem sollte die Kirche in einer vom Unfrieden ständig bedrohten Welt sich selbst als die geeinte und befriedete Gemeinde Christi darstellen. Sie ist das vom Herrn aufgerichtete Zeichen des Friedens unter den Völkern.

Die tragische Wirklichkeit der vielfach gespaltenen Christenheit ist der Glaubwürdigkeit der Kirche als Vermittlerin des „Evangeliums des Friedens“ viel abträglicher als sie selbst zu wissen scheint.

Und schließlich wird der Kirche gelegentlich auch der Auftrag zufallen, in Stunden höchster Gefährdung des Friedens den Dienst der Vermittlung anzubieten. Ihre Autorität wird dann umso wirksamer werden können, je mehr sie sich sonst aus der aktuellen Politik heraushält und bei ihren eigentlichen spirituellen Aufgaben verbleibt. Dann vermag sie auch dort, wo kriegerische Auseinandersetzungen die Herzen und die Länder vernichtet haben, als erste wieder die Wunden zu heilen und die Menschen einander aufs neue zuzuführen.

(4) Aporien des Friedenswillens

In einer Welt, die noch unter dem Gesetz der Sünde steht, ist die Fülle des Friedens immer ausständig und darum kann Friede in ihr immer nur im Rückgriff auf die vorgegebene und im Vorgriff auf die endzeitliche Gottesordnung entstehen. Jeder irdische Friedenswille, auch der bewußt christlich durchformte, gerät darum notwendig in schwerste Aporien: Inwieweit können wir, da wir doch selbst in der Ordnung Gottes noch nicht unverrückbar Stand genommen haben, das uns anvertraute Stück Welt zum Frieden führen. Wie können wir am Frieden festhalten, wenn der andere, „der böse Nachbar“, uns nicht in Frieden leben läßt? Dürfen wir die uns anvertraute Welt dem anderen überlassen, der die Grundgesetze der Ordnung und des Friedens mit Füßen tritt? Ist Friede mit Anwendung von Gewalt zutiefst unvereinbar oder führt das Pathos der Gewaltlosigkeit schließlich zum Verrat am Frieden? Eugen Biser hat in seinem geschichtlichen Überblick über das Friedensverständnis darauf hingewiesen, daß Pascal „die ungeheure Dialektik des in die Welt hineingegebenen Friedens“ besonders stark empfunden habe. Nachgiebigkeit um jeden Preis, bis hin zum Preis der Selbstaufgabe und Selbstvernichtung, ist für Pascal keine Lösung des Problems. Aktiver Widerstand zum Schutz der Wahrheit erscheint ihm nicht als Verrat am Frieden, sondern als Gebot des Friedens. „Vom Höchstwert der Wahrheit durchdrungen, entscheidet sich Pascal in der Bedrängnis dieser Alternative für das Recht der Abwehr. Hineingegeben in eine von Lüge und Bosheit bedrohte Welt, zeigt der Friede Christi viele Gesichter, auch das der Bereitschaft zum wahrhaften Einsatz für das Wahre“.

Wer aus der Gewaltlosigkeit ein absolutes Prinzip macht, verkennt die Realität der Sünde in der Welt und tut weder der Wahrheit noch der Ordnung in der Welt einen Dienst. Er verrät — und sei es auch im Einvernehmen mit seinem Gewissen — den Frieden, den er zu lieben glaubt, an die enthemmte Willkür der Mächtigen. Die leidenschaftlichen Ächtungen des atomaren Wettrüstens sind gewiß der ganzen Menschheit aus dem Herzen gesprochen, aber sie bringen die Geschichte nicht voran, solange es das hoffnungslos Böse gibt, dem weder mit Güte noch mit pathetischen sittlichen Appellen beizukommen ist. Ob man es gern hört oder nicht, H. Thielicke hat recht: Wenn der potentielle Gegner atomar aufrüstet, verbietet der relative Sicherheitsfaktor der Äquivalenz der Kräfte den Verzicht auf die gleiche Form der Verteidigung. Die freie Welt hat das Recht und die Pflicht, um jeden Preis zu verhindern, daß die Wasserstoffbombe nur den Gegnern der freien Welt zur Verfügung steht. „Man muß die Macht zeigen, damit man es nicht nötig hat sie zu gebrauchen“. (H. Thielicke auf dem Hamburger Partei-Tag der CDU 1957.)

Freilich ist dabei einiges zu beachten. Zunächst hat niemand das Recht zu glauben, der andere bleibe für alle Zeit hoffnungslos im Bösen verhärtet, er werde nicht eines Tages seiner Vernunft Raum geben. Diese Möglichkeit

darf nie gänzlich ausgeschlossen bleiben. Zweitens muß jeder wissen, daß auch er selbst unter dem Gesetz der Sünde und des Irrtums steht. Weder das Gute noch das Böse, weder die Wahrheit noch den Irrtum gibt es auf dieser Erde in chemisch reiner Form. Drittens sollten wir uns stets bewußt bleiben, daß die militärische Aktion immer nur eine Sicherung für den Konflikt, nie aber die Lösung des Konflikts bedeutet. Die militärische Sicherung erscheint gewiß auch in unserer Zeit als schlechthin unverzichtbar. Aber die Technik des Friedens darf sich nicht in der militärischen Sicherung erschöpfen. Sie fordert die ethische Aktion. F. W. Förster hat nachdrücklich betont, daß nichts dem unseligen Defensivkrampf stärker entgegenwirke als ein erster Schritt des Vertrauens. Aber auch Vertrauen ist nur sinnvoll aus der Sicherheit heraus. Vertrauen aus Schwäche ist kein wirksamer Schritt zum Frieden. Die ethische Aktion muß schließlich getragen sein von dem Willen zu wirtschaftlicher und kultureller Zusammenarbeit. Wir wollen gewiß nicht behaupten, der Friede wachse automatisch aus wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen. Aber diese Beziehungen schaffen doch jene menschliche Nähe, in der langsam die Vorurteile abgebaut werden können und ein neues Denken Raum gewinnt.

(5) Ethos des Friedensstifters

Nun sind wir in der Lage, das Ethos des Friedensstifters in seinen wesentlichen sittlichen Grundgestalten kurz zu skizzieren.

Der Friede ist unteilbar. Wer ihn in seinem Herzen nicht gefunden hat oder wenigstens ihn ernsthaft zu suchen sich noch nicht aufgemacht hat, der kann ihn auch in der Welt nie und nimmer stiften. Der Friede wächst aus dem Herzen in die Welt.

Alle Menschen suchen den Frieden — auch wenn sie ihn auf Wegen suchen, die sicher in die Irre führen. Der Mensch ist so wesentlich auf den Frieden angelegt, daß er in allem, was er erstrebt, dem Frieden entgegenläuft. Darum darf, wer den Frieden stiften will, auch seinen schärfsten Feind nicht hassen. Radikaler Widerstand gegen das Böse steht immer im Dienst des Friedens, Haß aber kann immer nur Haß erzeugen.

Jeder Dienst am Frieden bringt seine Frucht. Der sichtbare Erfolg mag ihm versagt bleiben, der unsichtbare ist ihm gewiß. Gesinnung und Tat des Friedens „gleichen dem Regen, der über einer ausgebrannten Landschaft niedergeht. Kommt er den Blättern und Früchten nicht zugute, so doch den Wurzeln, denen er umso notwendiger ist.“ (Eugen Biser) Der Friedensstifter läßt sich darum durch den Eindruck der Unabänderlichkeit und Verstocktheit nicht erdrücken. Er erkennt in diesem Eindruck vielmehr die große List des Bösen, um die Kräfte des Friedens und der Freiheit außer Gefecht zu setzen.

Die Würde des Friedensstifters liegt darin, daß er zum freien Partner dessen

wird, der die Welt auf den Frieden hin entworfen hat, der sie durch seinen Sohn in seine göttliche Vorbehaltenheit aufgenommen hat, der sie am Ende der Geschichte zu herrlicher Vollendung bringen wird. Als Gottes Sinnvollstreckter in der Geschichte weiß er sich beauftragt, den vom Herrn der Welt vorgestreckten Frieden in die Wirklichkeit der Welt einzuarbeiten. „Es ist der erhabenste Dienst, Gottes Helfer zu sein und die Schöpfung zurückzuführen zu ihrem Herrn.“ (Pseudo-Dionysius-Areopagita)

Schluß

Wir haben einen langen Weg zurückgelegt. Dabei ist uns der Klang des Wortes Friede immer voller geworden. Das vordergründig Politische drängt weiter bis ins Ethische, ins Mystische, ja bis in das Herz der Gottheit selbst, in dem alles Seiende als in seinem Zentrum verbunden ist. Darum kann Friede nur verwirklicht werden in einem unaufhörlichen und lebendigen Dialog zwischen Kirche und Welt als den verantwortlichen Sachwaltern des Geistlichen und des Weltlichen in der Geschichte.

Unsere Überlegungen haben uns auch die Unteilbarkeit des Friedens erkennen lassen. Sie klang uns gleich zu Beginn auf in dem Wort Augustins: Friede ist Ruhe in der Ordnung *tranquillitas ordinis*. Sie soll uns abschließend noch einmal bewußt werden, indem wir dieses Augustinuswort in seinem Zusammenhang aufsuchen. Es steht im 19. Buch der Schrift „*De civitate Dei*“. Stufenweise bewegt sich die Friedensbestimmung Augustins von unten nach oben und von innen nach außen: „So besteht denn der Friede des Leibes im geordneten Verhältnis der Organe, der Friede des vernunftlosen Lebens im ausgeglichenen Verhältnis seiner Triebe, der Friede der Geistseele in der Übereinstimmung von Erkennen und Handeln, der Friede von Leib und Seele im Ordnungsverhältnis von Leben und Seelenheit, des Friede des sterblichen Menschen mit Gott in der gläubigen Unterwerfung unter das ewige Gesetz, der Friede unter Menschen in ihrer geordneten Übereinkunft, der häusliche Friede in der aus dem Ordnungsverhältnis von Befehlen und Gehorchen entspringenden Eintracht der Hausgenossen, der bürgerliche Friede in der vom rechten Befehlen und Gehorchen gestifteten Eintracht unter den Staatsbürgern, der Friede des Gottesstaates im einträchtigen Genuß Gottes und im gegenseitigen Innesein in Gott, der Friede in allem und in allen Hinsichten aber in der Ordnungsruhe, in der *tranquillitas ordinis*.“ Ordnung aber ist die „Ansidlung der befriedeten Dingen und Menschen an dem ihnen angemessenen Ort“.

FÜRS BÜCHERREGAL |

Sebastian Brant: **Das Narrenschiff**. Hsg. von Hans Joachim Mähl. Reclam-Verlag, Stuttgart (1964), 530 Seiten, Holzschnitte, 9,80 DM.

Johann Fischart: **Affentheuerlich Geschichtklitterung**. Hsg. von Ute Nyssen. Textband, 444 Seiten mit 32 Holzschnitten; Glossar-Band 184 Seiten. Beide Bände 38,— DM.

Mangelndes Schülerinteresse und die Zeitnot unserer gymnasialen Deutschlehrer haben im Geschichtsbild des durchschnittlich und damit oft auch „halb“ gebildeten Deutschen den Eindruck hinterlassen, als gäbe es in der deutschen Literaturgeschichte nur etwa alle 600 Jahre einen Höhepunkt. 6./7. Jahrhundert: Hildebrandslied; 12./13. Jahrhundert: Nibelungenlied, Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide; 18./19. Jahrhundert: Lessing, Schiller, Goethe. (Ein nächster Höhepunkt wäre demnach erst wieder um 2400 zu erwarten.) In den Zwischenzeiten gebe es nur lästige Namen, schwierige Jahreszahlen und kuriose Buchtitel, mit denen sich die Fachleute herumschlagen mögen. Aber gerade um den Reichtum dieser Zwischenzeiten sollten diejenigen sich kümmern, denen an einem wirklichen Bild der deutschen Geschichte gelegen ist.

Im Geburtsjahr des Hans Sachs, 1494, erschien in Basel das „Narrenschiff“ des aus Straßburg stammenden Juristen und Humanisten Sebastian Brant. Dieser „Bestseller“ ist bereits um 1500 durch Übersetzungen ins Lateinische und in andere europäische Sprachen so bekannt geworden wie dreihundert

Jahre später Goethes „Werther“. Er ist auf die „fast-nacht“ geschrieben, womit Brant einen Zustand geißeln will, der schon „beinahe Nacht“, „beinahe Chaos“ ist.

In grobianischen Reimen kategorisiert der Verfasser, der auch die Figur des „St. Grobianus“ erfunden hat, die Tugenden und Laster der Welt, verfrachtet ihre Träger, die Bücher-, Spiel-, Liebes- und Geldnarren, auf ein Schiff, um sie nach Torenland oder „Narragonien“ zu evakuieren. Es kommt ihm auf die Reinigung des „Tollhauses Welt“ an. Doch weiß er, daß das eine Utopie ist. Als Humanist ist er zu sehr in der Welt „eingrichtet“, um nicht zu ahnen, daß er nur belehren kann. Immerhin dient diese Belehrung auf lange Sicht der Erlösung der Schöpfung, die der gefallene Mensch zu einer Provinz der Hölle werden ließ. Der eigentliche Pfeffer des Büchleins sind die Holzschnitte, die dem jungen Albrecht Dürer zugeschrieben werden.

Nicht weniger utopisch und lehrhaft sind die etwa siebzig Jahre später erschienenen protestantisch-satirischen Schriften des Jesuitenfeindes Johann Fischart, ebenfalls Straßburger Jurist. Unter ihnen ist wieder ein „Schiff“, „Das glücklich Schiff von Zürich“, auf dem zur Verherrlichung bürgerlicher Tatkraft und Gemeinsinns ein in Zürich gebräutes Hirsemus über Limmat, Aar und Rhein noch warm nach Straßburg gefahren wird. Wichtiger aber ist seine 1565 anonym erschienene „Geschichtsklitterung“. Dieser Prosaroman, der die Geschichte des Franzosen Rabelais von den Riesen „Gargantua und Pan-

tagruel" weiterentwickelt, verspottet falschen Kinderkult, Kleidernarrheit, Trunksucht und andere Laster, bleibt also auch in der protestantisch gewordenen Bürgerwelt in der Tradition des katholischen Vorgängers von 1494.

Wer heute einen Fragebogen ausfüllen muß, wird meist auch nach seinem „Hobby“, offenbar einer Tugend des zeitgemäßen Menschen, befragt. Nicht wenige leisten bei solchen Gelegenheiten ihren Offenbarungseid als Briefmarkensammler, die feineren sogar als „Motivsammler“. Zahlreiche Postverwaltungen nicht nur der unfreien Welt haben sich darauf eingestellt und liefern das, was mühsam zu sammeln wäre, für Geld postfrisch frei Haus.

Die Literaturgeschichte ist bestimmt nicht ärmer an Kuriositäten, überdies bereichert und bildet sie unvergleichlich mehr. Literarisches „Motivsammlen“ würde nicht mehr Fleiß verlangen, freilich mehr Unterscheidungskraft. Wer sich dazu entschließen sollte, fände in den beiden Büchern einen leichten Einstieg. Die Neuauflagen dieser „Kuriositäten“ sind mit Anmerkungen, Erläuterungen und Glossaren so gut ausgestattet, daß sich jeder Willige ihren Inhalt erschließen kann.

Helmut Ibach

Ernie Bradford: **Der Schild Europas — der Kampf der Ritter vom Heiligen Johannes gegen die Türken — Malta 1565.** Aus dem Englischen übertragen von Hartmut Georgi. Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen 1965. 312 Seiten, Leinen, 19,80 DM.

Die Nachwirkungen der nationalstaatlichen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts sind immer noch so stark,

daß Hohenfriedberg, Königgrätz, Sedan und viele andere Stationen der „preußisch-deutschen“ Geschichte beherrschender in unserm Geschichtsbebewußtsein stehen, als die großen Verteidigungstaten des christlichen Alt-Europa, des Heiligen Römischen Reichs, Venedigs, Genuas, der Ritterorden. Der Sieg über die Türken 1683 vor Wien, die Befreiung Ungarns durch den Prinzen Eugen sind gerade noch bekannt. Aber der Verlust Konstantinopels 1453, Rhodos' 1522, die Belagerung Wiens 1529, die Belagerung Maltas 1565, der Seesieg bei Lepanto 1573? Dabei gäben gerade diese gemeineuropäischen Ereignisse einer jahrhundertelangen Auseinandersetzung mit den Türken für ein modernes Europa-bewußtsein, das sich ebenfalls wieder einer östlichen Bedrohung zu stellen hat, vielmehr her als die schmalen historischen Rinnsale, die die kleindeutsche Geschichtsschreibung aufzuzeigen vermog.

Der Ritterorden des Heiligen Johannes von Jerusalem (daher Johanniter) mußte sich unter türkischem Überdruck in Etappen aus dem Heiligen Land über Cypern, Rhodos (daher Rhodesier) im Jahre 1530 nach Malta (daher bis heute Malteser) zurückziehen. Da die türkischen Sultane weder über Ungarn noch über Nordafrika und Spanien nach Mitteleuropa einzudringen vermochten, versuchte Soliman der Prächtige, der Schöpfer des damals größten Militärstaates der Welt, das Problem von Sizilien und Italien her, am „weichen Unterleib Europas“ — wie es ein späterer Heerführer nannte —, zu lösen. Zuvor jedoch mußte er sich der Insel Malta, des Herzstückes des Mittelmeers, bemächtigen. Dort aber saßen die Ritter des Heiligen Johann. Sie

hatten im Jahre 1565 mit knapp 9000 Mann, ohne Hilfe der europäischen Fürstenhöfe, den entschlossenen Angriff der türkischen Flotte mit etwa 40 000 Mann zu bestehen. Der Ritter de la Roche berichtete Katharina von Medici, dies sei die „größte Belagerung der Geschichte“. Nach Voltaire sagte: „Nichts ist bekannter als die Belagerung Maltas“. Den schließlichen Sieg der Ritter und damit die Rettung Europas beschrieb Ernie Bradford in einer umherabwandelnden, dabei quellengereichen historischen Reportage. Wir haben Grund sie zu lesen, nicht nur weil wir gerade die Vierhundertjahrfeier der Schlacht um Malta begehen.

Der Verfasser war 1942 als britischer Navigationsoffizier in Malta und hatte damals die strategische Bedeutung dieser Insel für einen Angriff auf den „weichen Unterleib Europas“ erkannt. Das Thema ließ ihn nicht mehr los. Er kehrte 1951 mit einer kleinen Segeljacht privat, als „Liebhaber“, nicht als „Zunfthistoriker“ zurück, durchkreuzte das Inselgebiet und das Mittelmeer überhaupt. Frucht seiner Nachforschungen ist das Buch „Reisen mit Homer“ (Scherz-Verlag, München 1964), in dem er die von Odysseus durchstreiften Meere, Küsten und Inseln identifizierte, und das erwähnte Malta-Buch. Dieses ist bereits 1961 unter dem Titel „The Great Siege — Malta 1565“ in London erschienen. Betreut vom Rainer Wunderlich Verlag und mit wohlwollender Förderung durch den (katholischen) „Souveränen Malteser-Ritterorden“ und den (evangelischen) Johanniter-Orden konnte es jetzt auch in Deutschland erscheinen. Der Verlag hat anfänglich erwogen, ihm den attraktiveren Titel „Johanniter und Janitscharen“ zu ge-

ben. Doch trifft das Motto „Der Schild Europas“ zweifellos die Bedeutung des historischen Ereignisses besser. Es ist übrigens der Grabaufschrift des Großmeisters La Valette entnommen, der die Verteidigung Maltas leitete.

Das Buch räumt nebenbei auch mit einigen Vorurteilen gegen die „Kreuzzüge“ auf. Die geistlichen Ritterorden waren im Mittelalter aus Spitälern für kranke Pilger herausgewachsen. Sie mußten bei ihrer Arbeit selbstverständlich auch die Pilgerwege schützen, Piratenangriffe auf Pilgerschiffe abwehren, überhaupt die Christenheit gegen die militante Expansion des Islam verteidigen. Daraus entstanden die Militärororden, die bis ins 19. Jahrhundert hinein weithin auch die Funktion des „Roten Kreuzes“ übernommen hatten. Nach der Unterdrückung durch Hitler spielen der Malteser-Hilfsdienst (MHD) und der evangelische Johanniterorden neben dem „Roten Kreuz“ auch heute wieder eine beachtliche Rolle, die jeder Soldat aus Instinkt fördern sollte. Schutz der Freiheit, unbehelligt glauben zu dürfen, Schutz der Pilgerwege, Abwehr von Seeräubern — das heißt heute: Eintreten für die Grundrechte der Glaubensfreiheit, für Freizügigkeit und für Freiheit von Furcht. Das aber sind sehr moderne Wehrmotive.

Helmuth Ibach

G. M. D. Sprung: **Der Soldat in unserer Zeit** — Ein Essay. Wilhelm Köhler Verlag, Minden 1963. 183 Seiten, 7,50 DM.

In einer preußischen Denkschrift vom Jahre 1843 hieß es: „Man ist jetzt sehr geneigt, allen Militärgestalt für überflüssig, gar schädlich zu halten. Man sagt, der Volksgeist soll auch die

Armee durchdringen und das Ganze nur Eines ausmachen, und von dem selben Geiste beseelt sein'. Der heutige Volksgeist ist aber gar nicht kriegerisch, er ist nicht wie damals auf Ruhm und Ehre, sondern ausschließlich auf den Erwerb gerichtet und achtet allein die Autorität des Geldes". Prinz Wilhelm, der spätere deutsche Kaiser, schrieb an den Rand: „Völlig richtig und treffend dargestellt". In einem vor der Deutschen Atlantischen Gesellschaft am 10. Oktober 1962 in Bonn gehaltenen (und von dieser in einem Umdruck mitgeteilten Vortrag „Gedanken über die militärische Tradition in der heutigen Zeit" griff der 1939 in Berlin zum Dr. phil. promovierte Colonel G. M. C. Sprung, Direktor der „Historical Section" der kanadischen Streitkräfte, diese literarische Erinnerung auf und fragte, ob 1843 ein Volk richtig beurteilt wurde, das später Königgrätz und den Feldzug von 1870 gewinnen, die zwei Weltkriege bestehen wird. In seiner Schlußbemerkung gibt er die vorläufige Antwort, daß sich militärische Tradition zweifellos den Erfordernissen neuer Zeiten anzupassen habe. Ob sie sich dabei aber — etwa zu unserm Schaden — zu sehr ändert, das vorauszuwissen, haben wir keine Möglichkeit.

Im Umkreis der gleichen Fragestellung nach der Spannung von Armee und Gesellschaft, Tradition und Zeitgemäßheit bleibt auch Sprungs Buch „Der Soldat in unserer Zeit". Die ganze Welt müsse sich heute Gedanken machen über das traditionelle Gleichgewicht zwischen der „wirtschaftlich nutzlosen" Soldatenwelt und der individualistischen, auf Gewinnstreben bedachten Gesellschaft. Diese natürliche Span-

nung sei heute „zugunsten des Individuums gestört". Sprung formuliert: die Armee ist einerseits der Kern des „Überlebenwollens" der Gesellschaft und andererseits: „eine Männerwelt — das autoritäre Team — die selbstlose Klassengesellschaft". Daraus folgere für heute, daß in einer Zeit immer schlaffer werdender Autorität die Gefahr weniger beim einfachen Soldaten liege, der die Autorität nicht anerkennt, als beim militärischen Führer, „der den Mut verliert, sie aufrecht zu erhalten". In diesem Sinne ist „der Soldat ein lebendiger Anachronismus".

Sprung kommt dabei vor allem auf die Sowjetarmee und auf die Bundeswehr zu sprechen. In jener setzten sich langsam wieder die soldatischen Ordnungen durch. In dieser aber sei alles noch im Fluß. „Ein Volk, das nie zuvor seine Armee der Kontrolle des Volkes unterworfen ... hatte, bemühte sich jetzt mit Intelligenz und Ehrlichkeit, seine Militärphilosophie in demokratischen Begriffen zu überdenken". Es könnte sogar sein, daß es den Deutschen gelänge, ihre Demokratie mit geistigen Werten zu erfüllen, die Amerika zu verlieren Gefahr läuft. Immerhin stünden die deutschen Bemühungen unter einem allgemeinen „Leitmotiv europäischer Erfahrung". Doch erst „nach zwei Generationen sollte es möglich sein, diese Frage mit einigem Erfolg zu diskutieren".

Die Stimme des kanadischen Oberst verdient gehört zu werden, weil sie — demokratisch gesehen — unverdächtig ist, wenn sie auch das Schergewicht stärker als nötig auf den „ewigen Soldaten" legt. Immerhin müssen Sprungs Kritiker darauf hinweisen, daß es auch in der Wehrverfassungsge-

schichte Fortschritte gibt, nämlich zur Mündigkeit und Selbstverantwortlichkeit des Menschen hin. Aus der Logik militärischen Denkens heraus wurde bereits im 19. Jahrhundert in Deutschland die „Auftragstaktik“ definiert, gleichsam als „Anachronismus“ in einem autoritären Klima. Heute erhält die Auftragstaktik ihren vollen demokratischen Sinn als Bindeglied militärischen und zivilen Denkens. Auf der gleichen Linie liegt das deutsche Bemühen, die militärische Autorität bei ihrer Wiederherstellung nicht nur auf Zwang und die überkommene Legalität zu gründen, sondern auf das „Überzeugen im Befehl“. Mögen hier zunächst auch nur Idealforderungen vorliegen, so sind sie doch nicht utopisch. Sie zeigen, daß individualistische Impulse nicht nur zersetzend, sondern auch fruchtbar ins militärische Denken hineinwirken können.

M. B.

Dolf Sternberger: **Ekel an der Freiheit?** und fünfzig andere Leitartikel. R. Piper Verlag, München 1964. 220 Seiten, 7,80 DM.

Am 17. Januar 1959 setzte sich Dolf Sternberger in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung mit Karl Barth auseinander, der gerade in seinem „Brief an einen Pfarrer in der Deutschen Demokratischen Republik“ empfohlen hatte, das Ulbricht-Regime zumindest als „Zuchtrute“ hinzunehmen, wobei er

nicht damit sparte, die „Fleischtöpfe Ägyptens“ und die „Sottheit“ des Westens zu verhöhnen. In Sternbergers Leitartikel hieß es: „Jener Liebe zur Zuchtrute, jenem Hang zur Kasteiung scheint dieser Ekel — ja, das Wort ist nicht zu schroff — an der Freiheit nicht nur, sondern an der Freiheit selber zu entsprechen. Es ist beinane, als ob ihm und seinem Freunden bei uns im Lande die Bedrängnis und die Verfolgung bequemer und jedenfalls willkommener erschienen als die Freiheit und die Sicherheit“.

Von dieser Art sind die einundfünfzig Leitartikel aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, die ihr Autor in der vorliegenden Broschüre zusammenfaßte. Unter ihnen finden sich Titel wie: „Werbung ist nicht Bildung“, „Obrigkeit, Untertan, Bürgerstaat und Nächstenliebe“, „Des Deutschen Vaterland“, „Der Friede ist auch ein Ernstfall“, „Ist Bonn doch wie Weimar?“, „Haben wir Helden nötig?“, „Andere Kanzler, andere Sitten“, „Auschwitz und Fastnacht“. Man sieht, hinter diesen Zweidrucken steckt mehr als Autoreneitelkeit. Es ist eine Urkundensammlung zur Geschichte der letzten zehn Jahre in Leitartikeln. In einer Zeit, in der die Kunstform des „Leitartikels“ zur Kolumne entartet und die Zeitung vom Fernsehen verdrängt zu werden droht, ist es wichtig, sich im Lesen guter Zeitungen wieder zu üben. Dies Buch ist eine Anleitung dazu.

M. B.

Herausgeber: Königsteiner Offizierkreise in Zusammenarbeit mit dem katholischen Militärbischofsamt, Bonn.

Redaktion: Leo Ernesti (Major), Helmut Fettweis (Major), Helmut Ibach (Dr. habil.), Helmut Korr (Oberstleutnant, Dr.), Wilhelm Lehmkämpfer (Major), Hans C. Siemer (Dozent, Dr.), Hubert Walitschek (Oberstleutnant i. G.).

Zuschriften: Dr. habil. Helmut Ibach, über Katholisches Militärbischofsamt, Bonn, Koblenzer Straße 117 a.

Druck und graphische Gestaltung: Buch- und Verlagsdruckerei Ludwig Leopold, Bonn, Friedrichstraße 1.

Der „Königsteiner Offizier-Kreis“ ist eine Gemeinschaft katholischer Offiziere, die in Arbeitsgruppen und durch Veranstaltungen auf verschiedenen Ebenen in Zusammenarbeit mit ihren Militärgeistlichen zu einer verantwortlichen Lebensführung sowie zur Selbstbesinnung auf Beruf und Auftrag des Offiziers aus der Sicht des katholischen Glaubens beitragen.